

Das steckt in Ihren Schuhen



Public Eye

Verstehen, um zu handeln



Timo Kollbrunner
Redaktion

23 Milliarden Paar Schuhe wurden 2015 hergestellt. Das sind über drei Paar pro Mensch. Bedenkt man, wie ungleich der Wohlstand auf der Welt verteilt ist, wird klar: In manchen Ländern kaufen viele Menschen sehr viele Schuhe. Dieses Heft beschäftigt sich mit jenen, die den Preis für unsere Schnäppchen bezahlen. Ich habe mich aufgemacht, die Leute zu treffen, die zuweilen als die «wahren Fashion Victims» bezeichnet werden.

Ich habe mit Albanerinnen gesprochen, die Schuhe nähen, welche später für deutlich mehr Geld verkauft werden, als sie selbst pro Monat verdienen. Mit Senegalesen, die beim Entfleischen von Häuten ihre Gesundheit ruinieren und es doch kaum schaffen, ihren Familien ein würdiges Leben zu ermöglichen. Ich habe mich mit südamerikanischen Logistikarbeiterinnen unterhalten, mit neapolitanischen Gerbereibesitzern, mit engagierten Gewerkschaftern und Aktivistinnen.

Manche dieser Treffen nehmen auf den folgenden Seiten einigen Raum ein, andere kommen nicht erkennbar vor. Für alle gilt: Ich bin nicht wehrlosen Opfern begegnet, sondern selbstbestimmten, mutigen Menschen, die sich auflehnen, die sich durchbeissen und die mich beeindruckt haben. Und die, so finden wir, verdient haben, dass wir uns einen Moment lang mit ihnen beschäftigen. Um uns dann vielleicht zu fragen: Was können wir tun?

Alleine damit, einen etwas fairer produzierten Schuh oder ein Paar weniger zu kaufen, wird es nicht getan sein. Was wir als Konsumentinnen und Konsumenten, als politische Menschen mit Gerechtigkeitssinn wohl erst einmal tun sollten, ist das: Versuchen, zu verstehen, wie diese Industrie funktioniert. Denn man könnte sagen, dass eben doch auch wir «Fashion Victims» sind: Wir, die beim Versuch scheitern, aufgeklärte Kaufentscheide zu treffen – weil wir zu wenig wissen, um Marken in die Pflicht zu nehmen und eine faire Produktion unserer Schuhe einzufordern. Doch das können wir ändern. Dieses Heft ist eine Einladung, einen ersten Schritt zu tun.

Die Texte für dieses Magazin wurden von Timo Kollbrunner und Daniela Kistler geschrieben. Bis auf die Illustration des Gastbeitrags ab Seite 28, die der Autor zur Verfügung stellte, wurden alle Collagen auf Grundlage der Kamera- und Mobiltelefon-Bilder gestaltet, die Timo Kollbrunner während seiner Recherchereisen aufgenommen hat.

PUBLIC EYE MAGAZIN
Spezialausgabe
«Das steckt in Ihren Schuhen»
Nr 5, April 2017

PREIS CHF 8

PRODUKTIONSLEITUNG
Raphaël de Riedmatten

REDAKTION
Timo Kollbrunner, Daniela Kistler

LAYOUT artischock.net, Zürich

DRUCK Vogt-Schild Druck AG
Cyclus Print & Leipa, FSC

AUFLAGE 26 000 Ex.

ISSN 2504-1266

TITELBILD © Public Eye

Das Public Eye Magazin
erscheint sechs Mal pro Jahr.

Mitgliedschaft (inklusive
Magazin-Abonnement)
CHF 60 pro Jahr

POSTKONTO 80-8885-4

KONTAKT Public Eye
Dienerstrasse 12
Postfach, 8021 Zürich
Tel. +41 (0) 44 2 777 999
kontakt@publiceye.ch

In der Gerberei

Senegalesen entfleischen und gerben in der Toskana mit viel Muskelkraft und Chemie Häute für Gucci & Co.

► Seiten 6 bis 10



In der Fabrik

Tausende Albanerinnen arbeiten für europäische Marken zu Tiefstlöhnen in Schuhfabriken. Zum Leben reicht es kaum.

► Seiten 19 bis 22



Im Kreuzfeuer

Francesco Gesualdi brachte die Realitäten in der Lederindustrie ans Licht – und geriet massiv unter Druck.

► Seiten 24 bis 27



Hintergrund

- S. 4 **Das globale Schuhgeschäft**
- S. 11 **Daran krankt die Schuhindustrie**
- S. 15 **Die Industrie in illustrierten Zahlen**

- S. 23 **Der wohl letzte Schuhmacher Tiranas**
- S. 28 **Am Tropf der Wegwerfgesellschaft**
- S. 30 **Was wir fordern – und was Sie tun können**

Wie dieses Magazin entstand

Als Grundlage für diese Sondernummer dienten die Berichte von «Change Your Shoes» – einem Projekt, das von fünfzehn europäischen und drei asiatischen Organisationen durchgeführt und von der EU unterstützt wird. Public Eye beteiligt sich mit eigenen Ressourcen an Recherchen und Kampagnen von «Change Your Shoes», war Mitautorin des Berichts zu den Arbeitsrealitäten in Osteuropa und koordinierte die Befragung von 28 Schuhfirmen. Die Daten für die von «Change Your Shoes» veröffentlichten Berichte wurden mit einer Kombination aus Schreibtisch-Recherchen und qualitativen Interviews mit Arbeiterinnen und Arbeitern erhoben.

Alle Berichte sind zugänglich auf www.publiceye.ch/schuhe.

Das globale Schuhgeschäft

Wie viele Schuhe kaufen wir? Und warum flicken wir sie nicht mehr?
 Wo werden unsere Schuhe hergestellt? Und warum kosten sie so wenig?
 Eine kleine Einführung in die Schuhindustrie.

Schuhe schützen unsere Füße. Vor Hitze oder Kälte, vor Regen oder Schnee, vor Verletzungen. Das ist so selbstverständlich, dass es uns gar nicht mehr auffällt. Aber Schuhe haben wie Kleider längst nicht mehr nur funktionale Aufgaben. Sie sind zum modischen Statement geworden, zu einer Ausdrucksform unserer Wesen, zu Statussymbolen – und zu einem lukrativen Geschäft. Prominente Sportlerinnen oder Musiker erhalten Millionen, um für eine Marke exklusive, limitierte und sündhaft teure Turnschuhe zu bewerben, für die sich Fashionistas die Köpfe einschlagen, im wahrsten Sinne des Wortes: «Sneaker Violence» ist in den USA zum festen Begriff geworden. Für den Massenmarkt wiederum gilt: Das in der Kleiderbranche als «Fast Fashion» bekannt gewordene Modell hat längst auch die Schuhindustrie erreicht. Die Kadenz der Kollektionen ist längst höher als jene der Jahreszeiten, alle paar Wochen kommt ein neues Modell auf den Markt, Schuhe sind kurzlebig und zu Discountpreisen erhältlich. Sind sie kaputt, werden sie weggeworfen und neue gekauft.

Kaum mehr Reparaturen

Haben Sie in der letzten Zeit mal ein Paar Schuhe zur Reparatur gebracht? Dann sind Sie eine Ausnahme! Ein Blick in die Statistik zeigt: Heute geben wir in der Schweiz pro Haushalt gerade noch 17 Franken pro Jahr für Schuhreparaturen aus. Das ist weniger als halb so viel wie vor achtzig Jahren – obwohl die durchschnittlichen Haushaltsausgaben seit damals um mehr als das 20-Fache gestiegen sind. War es vor wenigen Jahrzehnten noch ein Luxus, neben den Werktagsschuhen auch ein paar glänzende, gescheuerte und sorgsam eingefettete Sonntagsschuhe sein Eigen zu nennen, sind Schuhe heute eine stets rasch ersetzbare Wegwerfware.

Wie ist das möglich?

Die meisten, die in einem Schuhdiscounter für 29.90 Franken ein Paar Schuhe erwerben, machen sich wohl

wenig Gedanken dazu, wie viel Arbeit in diesem Produkt steckt. Doch beginnt man, sich die komplexen Lieferketten und die Dutzenden Arbeitsschritte bei der Produktion eines Schuhs vor Augen zu führen, stellt man sich irgendwann unweigerlich die Frage: Wie ist es möglich, dass dieses Produkt nur so wenig kostet?

Andere bezahlen den Preis

Wird man dann noch mit der Tatsache vertraut, dass die Lohnkosten gerade mal ein halbes bis drei Prozent des Endpreises ausmachen, scheint erst recht unvorstellbar, wie jene, die unsere Schuhe herstellen, von ihrem Lohn leben sollen. Und es wird klar: Wir können diese Schuhe nur deshalb derart billig kaufen, weil andere einen hohen Preis bezahlen – mit gesundheitsgefährdender Arbeit, mit unbezahlten Überstunden, mit einem Leben in Armut.

Vorläufig arbeitsintensiv

Wie in der Bekleidungsindustrie werden auch beim Geschäft mit Schuhen die einzelnen Produktionsschritte auf verschiedene Länder rund um den Globus verteilt – stets mit zwei Hauptzielen: möglichst tiefe Kosten und möglichst rasche Produktion. Während Markenfirmen das Design eines Schuhs meist selbst entwickeln, werden die arbeitsintensiven, repetitiven und wenig lukrativen Arbeiten wie Zuschneiden, Nähen oder Kleben an Unterteilern in Billiglohnländern ausgelagert. Denn das, woran Adidas momentan in seiner Speedfactory tüftelt – ein Laufschuh, der von A bis Z von Robotern hergestellt wird – ist vorläufig noch Zukunftsmusik. Bis auf weiteres werden die Schuhfirmen auf die Arbeitskraft der Millionen Menschen angewiesen bleiben, die für sie Leder gerben, Sohlen kleben und Teile zusammennähen.

Dass Schuhe unsere Füße schützen, ist so selbstverständlich, dass es uns gar nicht mehr auffällt. Dass die Arbeits- und Menschenrechte der Menschen, die sie herstellen, geschützt werden, ist leider alles andere als eine Selbstverständlichkeit.

Wer produziert?

23 Mrd.
Paar Schuhe wurden 2015
weltweit produziert.

Davon wurden knapp
60 %
in China hergestellt.

Ø Importkosten
eines Schuhs in CHF

5.25
aus China

46.13
aus Italien

Im Jahr 2015 wurden weltweit 23 Milliarden Paar Schuhe produziert. Das sind drei Paar pro Mensch. 87 Prozent davon werden in Asien gefertigt. Allein die Volksrepublik China hat einen Anteil von fast 60 Prozent an der weltweiten Produktion. Indien produziert noch knapp zehn Prozent der weltweit hergestellten Schuhe, dahinter folgen Vietnam, Indonesien und Brasilien. Als erstes (halb)-europäisches Land liegt die Türkei auf Rang acht. Gesamthalt ist Europa für rund vier Prozent der weltweiten Schuhproduktion verantwortlich.

Innerhalb Europas ist Italien das mit Abstand wichtigste Produktionsland: 2015 wurden dort 191 Millionen Schuhpaare hergestellt. Da 85 Prozent der in Europa hergestellten Schuhe auch in Europa verkauft werden, ist die europäische Produktion für den innereuropäischen Markt durchaus bedeutend.

Die Dominanz Asiens als Produktionsstandort ist gross. Doch viel zu produzieren, heisst nicht, auch viel zu kassieren. Um auf Italien zurückzukommen: Der Anteil unseres südlichen Nachbarn an den gesamthalt weltweit produzierten Schuhen liegt bei gerade einmal 0,8 Prozent. Schaut man sich dagegen den Wert der global exportierten Schuhe an, hat Italien bereits einen Anteil von 7,5 Prozent. Denn ein aus China importierter Schuh kostet den Händler oder die Händlerin durchschnittlich CHF 5,25, einer aus Italien CHF 46,13. Während 60 Prozent der chinesischen Schuhe aus Gummi beziehungsweise Plastik und 27 Prozent aus Stoff gefertigt sind, exportiert Italien überwiegend Lederschuhe. Das rechnet sich: Obwohl heute nur noch knapp jeder sechste Schuh aus Leder hergestellt ist, macht der Wert dieser Schuhe 45 Prozent des Gesamtwertes der Schuhproduktion aus.

Wer konsumiert?

16 %
aller Schuhe werden
von Europäern und
Europäerinnen gekauft.

6–7
Paar Schuhe kauft
ein Mensch in der Schweiz
im Durchschnitt pro Jahr.

In Asien werden nicht nur die meisten Schuhe produziert, sondern auch die meisten verkauft: 53 Prozent der weltweiten Schuhkäufe werden in Asien getätigt, wo etwa 60 Prozent aller Menschen leben. In den USA dagegen werden 12 Prozent aller Schuhe gekauft – obwohl der US-Anteil an der weltweiten Bevölkerung gerade einmal vier Prozent ausmacht.

Auch Europa konsumiert überproportional viel: Die zehn Prozent der Gesamtbevölkerung, die

in Europa leben, kaufen 16 Prozent aller Schuhe. Britinnen und Briten sind die fleissigsten Kunden: sie kaufen im Schnitt mehr als acht Paar Schuhe pro Jahr. Die Schweiz liegt mit etwas über sechs Paar pro Person praktisch gleichauf mit Frankreich, dahinter folgen Deutschland und Italien mit je gut fünf Schuhpaaren. In südosteuropäischen Ländern wie Albanien oder Rumänien werden durchschnittlich noch etwa zwei Paar Schuhe pro Kopf und Jahr erworben.

Wer profitiert?

2.80 CHF
verdient eine Arbeiterin
im Schnitt an einem
120-fränkigen Schuh.

In den letzten 25 Jahren hat sich die Anzahl der weltweit produzierten Schuhe mehr als verdoppelt. Doch vom Wachstum profitieren in allererster Linie Markenfirmen und Retailer und deren Aktionärinnen und Aktionäre. Während bei einem 120 Franken teuren Sportschuh die Material-, Produktions- und Lohnkosten

insgesamt gerade einmal auf 18 Franken zu stehen kommen, teilen Markenfirma und Einzelhandel gegen 60 Prozent der Wertschöpfung unter sich auf. Die Albanerinnen, Chinesinnen oder Indonesierinnen, welche die Schuhe herstellen, müssen derweil mit Löhnen auskommen, die kein würdiges Leben ermöglichen.

Weiche Häute, hartes Los

Prada, Louis Vuitton oder Burberry vertrauen für hochwertiges Leder auf die Gerbereien in Santa Croce sull'Arno in der Toskana. Um sich gegen die globale Konkurrenz zu behaupten, setzen diese auf Migranten. Nur sie sind noch bereit, die dreckigsten, härtesten und gefährlichsten Arbeiten zu verrichten.

Das also sind sie nun, «die Glücklichen» unter den Migranten. Jene, die nicht am Strand oder vor dem schiefen Turm Pisas Schirme und Taschentücher feilbieten oder sich den Kopf zerbrechen müssen, wie sie sonst an ein paar Euro kommen. Jene, die einen festen Job haben in einem der Betriebe des einzigen namhaften Gewerbes hier in Santa Croce sull'Arno: der Ledergerbung. «Crisi», dieses Wort fällt hier in jedem Gespräch irgendwann. Vor zehn Jahren noch hätten die Gerbereien in diesem zwischen Pisa und Florenz gelegenen Städtchen auf offener Strasse um Arbeitskräfte gebuhlt, hört man. Nun aber machten immer mehr Betriebe dicht, denn die Häute würden teurer, die Chemie werde teurer, die Kaufkraft sinke, die globale Konkurrenz nehme zu. Wer heute hier noch einen festen Job hat, der hat Glück. Aber kann Glück tatsächlich so aussehen? Und kann es so riechen?

«Die Afrikaner sind nie krank»

Wir befinden uns in einer mit Wellblech bedachten Backsteinhalle, und das Bild, das sich uns bietet, hat etwas Endzeitliches. Alles hier drin hat dieselbe, schwer definierbare Farbe, Grau mit einem Stich Grün und Blau. Überall liegen Häute, alles ist glitschig, wer nicht aufpasst, rutscht aus. Laut ist es auch und es stinkt nach Fett. So ist das, in einer dieser Hallen, die mit «Spaccatrice Scarnatrice» beschriftet sind und die jeweils in der Nacht mit feuchten, enthaarten Häuten beliefert werden, die es umgehend zu entfleischen und zu spalten gilt, bevor sie verderben. Ein Frontlader hievt die Häute dafür auf eine erhöhte Plattform, auf der im Moment ein Ghanaer, ein Italiener, ein Marokkaner und ein Senegalese an zwei Maschinen stehen. Einen Italiener, hatte der Chef der Firma eben unumwunden gesagt, habe er in den letzten Jahren nie mehr eingestellt. «Mit den Afrikanern hast du weniger Probleme. Sie arbeiten hart. Und sie sind nie krank. Die Italiener wollen diese Jobs nicht mehr machen.»

Aus Haut wird Gelatine

Je nachdem, wie gross eine Lieferung ist, könne ein Arbeitstag für die Männer hier von drei Uhr in der Früh bis

um fünf Uhr nachmittags dauern, sagte der Chef ganz unumwunden, obwohl sich diese Tatsache nicht mit einem gesetzeskonformen Arbeitsvertrag in Einklang bringen lässt. Heute werden die vier Männer früher nach Hause gehen: Sie sind jetzt, um ein Uhr mittags, nur noch ein paar Dutzend Häute vom Feierabend entfernt. Ein paar Mal noch tunken sie ihre Hände in einen Kessel voller Sägemehl, greifen hinter sich eine Haut, heben sie hoch und stecken sie in den Schlund der Maschine, welche die beim Schlachten verbliebenen Fleischstücke abraspelt und sie dann durch die Fabrikmauer hindurch in einen riesigen Betontrog ausserhalb abführt. Auf einer weiteren Maschine wird die entfleischte Haut in einem zweiten Schritt gespalten: Die obere Schicht wird später zu Leder, die untere rutscht durch die Gemäuer in einen roten Container ausserhalb, auf dem geschrieben steht: «Materia Prima per la Produzione di Gelatina destinata al consumo umano.» Hunger macht das nicht. Im Gegenteil, von aussen sieht es aus, als würde sich das Gebäude in Zeitlupe erbrechen.

Eiergestank an der Via di Pelle

Es reicht, die Strassennamen zu lesen in der 15 000-Einwohner-Gemeinde Santa Croce sull'Arno, um zu wissen, wovon die Menschen hier leben: Die Hauptstrasse heisst Hautstrasse, Via di Pelle, die Seitenstrassen tragen Namen wie Via dei Conciatori, Gerbereienstrasse, oder Via del Bottale, benannt nach den riesigen Fässern, in denen die Häute gegerbt werden. Und wer nicht lesen mag, braucht nur zu riechen: Der schwefelige Gestank von verfaulten Eiern ist überall. Er rührt vom Hydrogensulfid her, das in Gerbereien wie jener verwendet wird, vor deren Fassade sich tausende eingesalzene, behaarte und noch mit Mistresten befleckte Rinderhäute auf Paletten stapeln. Bereitwillig geleitet uns der Besitzer in seine Gerberei – eine von über 200 im Ort – um uns zu zeigen, wo der Gestank herkommt. Er schiebt eine mobile Treppe an eines der neun Fässer heran, die in der Halle aufgehängt sind. Dann steigt er empor, öffnet die Luke zum Fass und bedeutet uns, hinaufzukommen, um hineinzusehen. Es ist ein eindrückliches Bild. Hunderte



Die Industrie

Mehr als ein Abfallprodukt

Am Ursprung eines Echtlederschuhs steht meist eine Kuh in den USA, in China oder Brasilien – den drei grössten Produzentländern von Rohleder aus Kuhhäuten. Die Lederindustrie stellt sich gerne als Verwerter der Abfallprodukte aus der ressourcenintensiven Fleischindustrie dar – doch tatsächlich ist die Lederverwertung

ein lukrativer Bestandteil des Geschäfts mit Rindern, wie ein Blick auf die Firma JBS S. A. zeigt, dem grössten Fleischproduzenten der Welt. Das brasilianische Unternehmen tötet in seinen über 300 Betrieben gemäss Eigendeklaration von Anfang 2017 110 000 Schweine, 80 000 Rinder und 14 Millionen Vögel – pro Tag

(ja, Tag). Dasselbe Unternehmen besitzt weltweit über 20 Gerbereien – unter anderem in China und Italien, wo der grösste Teil der brasilianischen Rinderhäute landet. Rinderhäute sind die mit Abstand wichtigsten Tierhäute für die Lederproduktion – Schafe, Schweine und Ziegen folgen weit dahinter.

Häute schwimmen in einer grauen Lauge. Dort, wo mal die Haare waren, sind nun nur mehr schwarze, schleimige Fäserchen. Die Chemie hat die Haare zersetzt, das Leder ist nun geäschert.

«Gesund ist das sicher nicht»

In der Gerberei stehen palettenweise Säcke und Fässer mit chemischen Substanzen, am Boden hat sich eine mit Schaumkronen bedeckte Lache gebildet, aus einem mit «Chromiumsulfat» angeschriebenen Sack quillt grünes Pulver. Anders als vorhin in der Fleischerei rebelliert hier drin nicht der Magen, dafür schmerzt bald der Kopf und es wird einem schwindlig. «Nein, gesund ist das ganz sicher nicht», räumt der Patron ein, «aber was willst du?» Atemprobleme und Hautentzündungen, aber auch Lungen- oder Blasenkrebs sind häufige gesundheitliche Folgen des steten Kontakts mit der Chemie. Werden die beim Gerben freigesetzten Dämpfe vor dem Öffnen der Trommel nicht fachgerecht abgezogen, kann es gar zur Tragödie kommen. Der Fall eines 35-jährigen Senegalesen, der in Santa Croce beim Öffnen einer Trommel eine Hydrogensulfid-Schwade einatmete und noch in der Gerberei verstarb, machte 2004 Schlagzeilen. Doch nicht nur die giftige Chemie setzt der Gesundheit zu, sondern auch das Gewicht der Häute. Für die sprichwörtliche Knochenarbeit unter den Fässern gibt es einen eigenen Begriff: «Sbottalare» lautet er, eine Kurzform für «sotto il bottale» – «unter dem Fass»: Er beschreibt die Tätigkeit jener, welche die Häute nach einem Gerbschritt unter dem Fass hervorklauben und auf eine Presse schichten müssen. 14 bis 18 Kilogramm ist eine trockene Rinderhaut schwer, drei bis fünf Kilo schwerer, wenn sie nass aus dem Fass kommt. Die beiden Senegalesen, die in dieser Gerberei «sotto il bottale» arbeiten, heben pro Tag über 1000 Häute, das mache über 20 Tonnen pro Tag, rechnet ihr Chef nicht ohne Stolz vor, «die haben Kraft», sagt er und spannt seinen Bizeps an.

Zukunft in der Nische

«Daraus werden Gucci-Taschen», sagt der Gerbermeister, öffnet eine weisse Plastikummantelung um einen Stapel Häute und drückt seinen Finger in die oberste, weiche, hellblaue Haut eines französischen Rindes, fertig gegerbt zu sogenanntem «Wet Blue» und bereit, in einem der umliegenden Betriebe zugerichtet und veredelt zu werden. Es sind wohl vor allem diese Schritte, die nach dem eigentlichen Gerben kommen, die weniger hart und giftig sind und mehr handwerkliches Geschick verlangen, die in Santa Croce eine Zukunft haben. Schon heute werden drei Viertel des im Distrikt verarbeiteten Leders, das vor allem für Schuhe, Gürtel, Taschen oder Jacken von Edelmärkten bestimmt ist, bereits als «Wet Blue» importiert. Viele der kleinen Familienbetriebe haben sich auf eine

kleine Nische spezialisiert. Im einen Betrieb veredeln sie vor allem Merino-Häute, andere konzentrieren sich auf schwer zu bearbeitende Produkte wie Krokodil- und Schlangenhäute. Viele der Betriebe für die dreckigen, frühen Arbeiten in der Lederherstellung dagegen sind in den letzten Jahren eingegangen. Entfleischen und Vorgerben können Brasilien, China und Indien auch – und sie können es billiger. Wegen der Lohnkosten und zum Teil auch dank tieferer Umweltstandards oder lascherer Kontrollen. Bis in die Siebzigerjahre floss das mit giftigen Metallverbindungen versetzte Abwasser der Gerbereien auch hier hektoliterweise ungefiltert in die toskanischen Böden, der Geschmack der verrotteten Eier war bestialisch, das Leitungswasser in den umliegenden Orten mal grün, mal blau, die Fische starben in Massen. Aufgrund heftiger Proteste aus der Bevölkerung wurde dann aber

Der Prozess

Früher pflanzlich, heute chemisch

Die Gewinnung von Leder ist ein vielstufiger Prozess, bei dem eine grosse Menge verschiedener Chemikalien zum Einsatz kommen. Nach dem Schlachten müssen die verderblichen Felle und Häute schnell haltbar gemacht werden – dies geschieht häufig mittels einer Salzkur. Bei der Vorgerbung wird der eigentliche Gerbprozess vorbereitet; Dreck, Haare, Fleischreste und Fett werden von den Häuten getrennt. Die eigentliche Gerbung verwandelt dann die vergänglichen Tierhäute in haltbares Leder. Noch bis ins 19. Jahrhundert wurde üblicherweise auf pflanzlicher Basis gegerbt – doch dieses Verfahren ist langwierig. Um den Prozess zu beschleunigen, werden heute über 80 Prozent des Leders chemisch gegerbt. Meist wird dafür das Mineralsalz Chrom III eingesetzt – der Gerbprozess dauert damit weniger als einen Tag. Die verwendeten Chrom-Sulfate verankern sich dabei zwischen den Fasern der Tierhaut und vernetzen die Kollagenstrukturen miteinander, wodurch das aufgrund seiner bläulichen Farbe so genannte «Wet Blue» entsteht. Anschliessend werden dem Leder bei der Fertigstellung seine Eigenschaften – Farbe, Struktur, Dehnbarkeit, Weichheit und Wasseraufnahmefähigkeit – verliehen. Gegerbtes Leder gewinnt zwar gegenüber rohen Kuhhäuten an Wert, die grösste Wertschöpfung findet jedoch danach, beim Zurichten des Leders, statt.

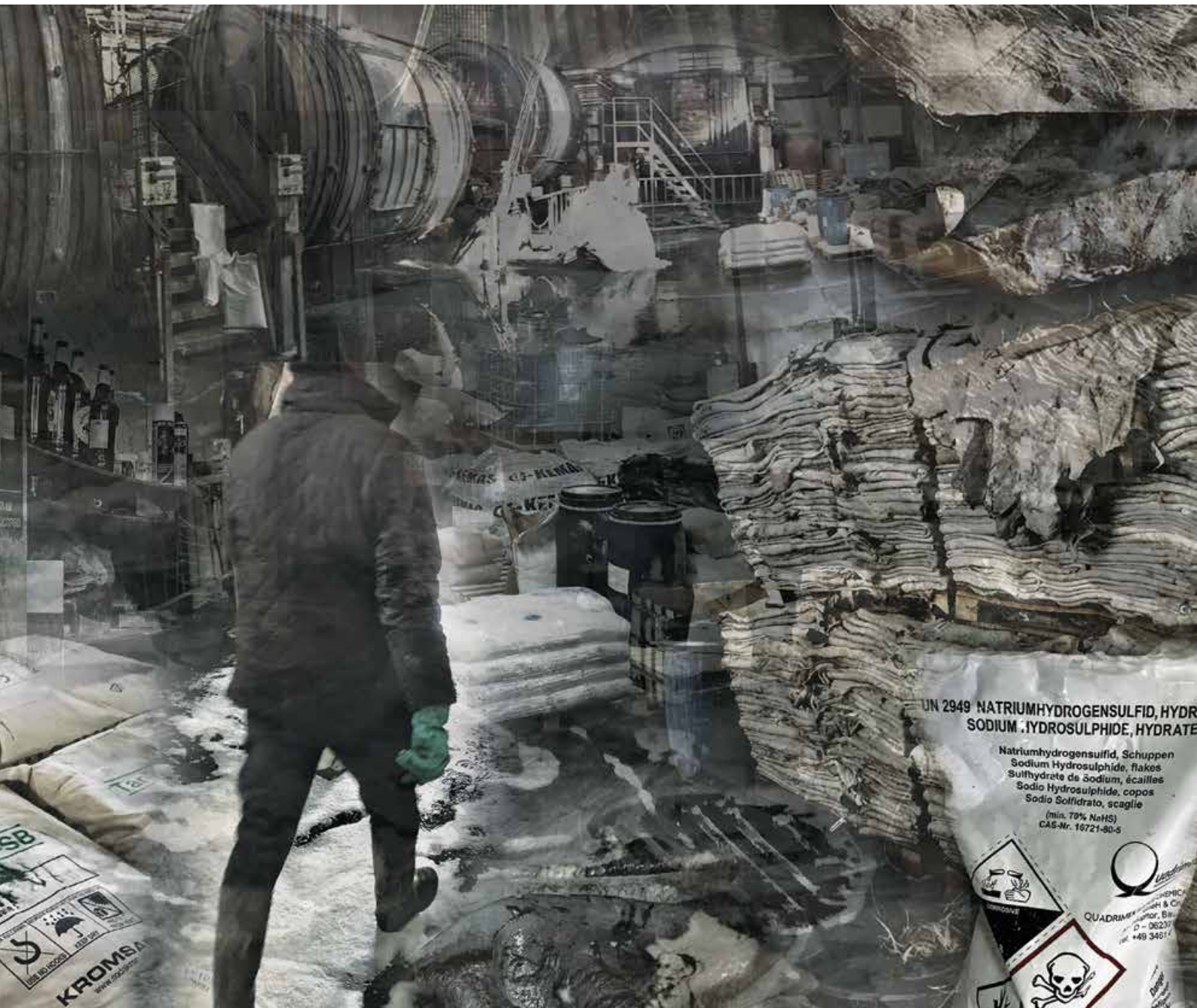
massiv investiert, heute funktioniert vieles besser – aber das Geschäft ist auch weniger lukrativ geworden.

«Als seien alle zufrieden»

Beim Rundgang durch den Distrikt fällt auf, mit welcher Offenheit die Gewerbler hier sprechen, wie nonchalant sie von 14-Stunden-Tagen erzählen, von Tumoren und Tonnenlasten. Da es in Santa Croce neben den Gerbereien kaum Arbeitgeber gebe, habe das Gerbegewerbe bei den Behörden und auch in der Politik kaum Kritiker, hatte Francesco Gesualdi erklärt, der den Lederdistrikt unter die Lupe genommen hat (siehe ab Seite 24): «Es scheint, als seien alle zufrieden.» Die Politik, weil die Gerbereien Wohlstand schaffen, die Arbeitgeber, weil sie Arbeitnehmer haben, die mindestens so hart schufteten wie sie selbst und sich nicht beklagen, und letztere, weil

es für die meisten von ihnen die einzige Möglichkeit ist, in einer gewissen Regelmässigkeit Geld zu verdienen, was es ihnen – meist mehr schlecht als recht – möglich macht, ihre Familien und fast immer auch noch Verwandte in der Heimat zu versorgen.

Ein grosser Teil der Drecksarbeiten, die heute in den Gerbereien und Entfleischereien von Santa Croce sull'Arno noch anfallen, wird von Senegalesen verrichtet. In den Neunzigern haben sie begonnen, die harten Jobs von den Südtalienern zu übernehmen. Papa Demba war einer von ihnen. Bis 2007 hat er in Gerbereien geschuftet, und bis heute versucht er vergeblich, zu beweisen, dass sein Asthma vom jahrelangen ungeschützten Umgang mit Chemie herrührt. Mittlerweile ist er Gewerkschafter, aber er ist mehr als das. Als «eine Brücke zwischen den Migrantinnen und Migranten und den Behörden» be-



zeichnet er sich unbescheiden, und während wir uns in seinem Büro unterhalten, wird rasch klar, was er damit meint: Nie vergehen auch nur fünf Minuten, ohne dass eines seiner beiden Mobiltelefone klingelt. Einer hat seinen Lohn vom Temporärbüro nicht erhalten. Eine ist ratlos, wie sie an ihr Arbeitslosengeld kommt. Und viele haben Mühe mit der Niederlassungsbewilligung, die nur erhält, wer einen Arbeitsvertrag vorweisen kann, zu dem man wiederum nur kommt, wenn man eine Niederlassungsbewilligung hat – weswegen in Italien hunderttausende Migrantinnen und Migranten in der Illegalität gefangen bleiben.

«Es geht um Würde»

Papa Demba spricht mal Italienisch, dann Arabisch, dann Englisch und auch noch Wolof, die Umgangssprache Senegals. Und dazwischen erklärt er auf Französisch, welche Ausnahme er sei, er, der den Aus- und Aufstieg aus den Gerbereien geschafft hat. «Die allermeisten Senegalesen machen seit Jahren den gleichen Drecksjob und verdienen immer noch gleich viel wie am Anfang, obwohl das illegal ist.» Die Wirtschaftskrise hat das Los der Migranten drastisch verschlechtert. Viele verloren ihre Festanstellung und werden nun höchstens noch über Temporärbüros rekrutiert, für wenige Stunden manchmal. Ihre konstante Angst, die Arbeit zu verlieren, werde systematisch ausgenutzt. Er hatte mit Männern zu tun, die ihre Finger in Maschinen verloren, die auf den fettigen Böden ausrutschten und sich Glieder brachen oder an Tumoren erkrankten und dann einfach entlassen wurden. Er kennt Dutzende, die heute Mühe mit dem Sehen oder dem Atmen haben oder ihren Rücken nicht mehr strecken können – eine Pension erhalte kaum einer von

ihnen. «In diesem Job ruinierst du dich», sagt Papa Demba, «aber ich kann ja niemandem die Arbeit verbieten.» Wenn einer bereit sei, täglich 13 Stunden zu arbeiten, um schwarz etwas zusätzliches Geld zu verdienen, könne er wenig tun. «Krankheit ist ein mittelfristiges Problem. Pleitesein ein unmittelbares.» Alles, was in seiner Macht liege, sei, die Arbeiter über die Risiken und ihre Rechte aufzuklären. Das wichtigste Recht nämlich, das hier konstant verletzt werde, sei jenes auf Information. «Die Chefs wollen nicht, dass die Arbeiter ihre Rechte kennen», sagt Papa Demba, um dann grundsätzlicher zu werden, bestimmter, fast wütend: «Es geht um Würde. Für alle. Es reicht nicht, jemandem einen Job zu geben. Nimmst du dem Menschen seine Würde, ist er niemand mehr.» ■

Die Arbeit

Risiken und Nebenwirkungen

In Indien wurde das Gerben schon lange vor der Verwendung giftiger Chemikalien als schmutzige und schädliche Tätigkeit angesehen – ein Grund, warum sie traditionellerweise von Dalit oder Muslimen ausgeübt worden ist. Bis heute kommt es immer wieder zu Unfällen aufgrund veralteter Maschinen oder dem Kontakt mit giftigen Stoffen. Oftmals werden Arbeiter – anders als in den Schuhfabriken arbeiten in den Gerbereien vor allem Männer – unzureichend oder gar nicht über Risiken aufgeklärt, oft fehlt eine adäquate Schutzausrüstung. Knochen- und Gelenkschäden, Tumore, Dermatitis oder Atemwegserkrankungen sind häufige Folgen jahrelanger Arbeit in einer Gerberei.

Eine der Ursachen für gesundheitliche Schäden ist die Verwendung von Chrom. Zwar ist das eingesetzte Chrom III an sich ungefährlich. Bei falscher Anwendung kann sich allerdings Chrom VI bilden, ein allergener und in höheren Dosen krebserregender und toxischer Stoff. Chrom VI ist für Arbeiterinnen und Arbeiter wie für Konsumierende schädlich, weshalb die Europäische Union 2015 einen Grenzwert für Chrom-VI-Rückstände erlassen hat.

Ein anderes Problem in der Branche sind die Anstellungsbedingungen: Kurzzeitverträge und informelle oder halblegale Beschäftigung sind vielerorts die Norm. Dies macht es für die Betroffenen besonders schwierig, für ihre Arbeitsrechte zu kämpfen. Dabei wäre dies bitter nötig, denn die Löhne in der Gerbindustrie sind meist weit entfernt von einem existenzsichernden Niveau.



Daran krank die Schuhindustrie

Miese Löhne



Die Mindestlöhne in der Schuhindustrie gehören in fast allen Ländern zu den tiefsten – und oft erhalten Arbeiterinnen und Arbeiter nicht einmal diesen. Manchmal erkennt man alleine durch den Vergleich offizieller Zahlen, dass **die gesetzlich festgelegten Mindestlöhne niemals zum Leben reichen können**. Nehmen wir als Beispiel Rumänien: Während der gesetzliche Mindestlohn bei umgerechnet gerade einmal 167 Schweizer Franken* liegt, berechnet die gleiche Regierung, dass eine vierköpfige Familie fast fünf Mal so viel Geld benötigt, nämlich 788 Schweizer Franken, um für sich aufkommen zu können. Dieses Beispiel zeigt auch: Die extrem tiefen Löhne in der Schuhbranche sind ein globales Problem, das vor Europa keineswegs Halt macht. **Albanerinnen (CHF 153), Rumäni-**

nen (CHF 190) und Mazedonierinnen (CHF 173) verdienen im Schnitt sogar weniger als ihre chinesischen Kolleginnen (CHF 438) – alle Zahlen Stand Anfang 2016.

Wo man auch hinschaut, das Bild gleicht sich: In Indonesien sind die regionalen Mindestlöhne in den Fabriken weit entfernt von einem existenzsichernden Niveau. In Indien verdienen viele Arbeiterinnen deutlich weniger als den bereits tiefen Mindestlohn. In der Türkei müsste der Mindestlohn von 356 Schweizer Franken laut Arbeiterinnen mindestens verdoppelt werden, um ein Leben in Würde zu ermöglichen.

Den Unternehmen ist es in der Regel am wichtigsten, dass ihre Schuhe rasch und günstig hergestellt werden. Das hat oft zur Folge, dass Arbeit von Zulieferern an Unterlieferanten weiter gegeben wird, bei denen meist unter unkontrollierten Bedingungen gearbeitet wird. Was für die Arbeitsbedingungen gilt, trifft meist auch auf die Löhne zu: **Je weiter unten in der Lieferkette, desto schlechter**. Das Zusammennähen

von Schuh-Oberteilen etwa wird häufig von Heimarbeiterinnen erledigt, die pro Stück entlohnt werden. Die Bezahlung hängt dabei vom Material ab. Das liegt daran, dass stärkeres Material schwieriger zu nähen ist, was länger dauert – nicht der Lohn wird höher, sondern nur die körperliche Belastung. In Indien erhalten manche Heimarbeiterinnen **weniger als 13 Rappen pro Paar Schuhe**. Heimarbeiterinnen in der indonesischen Provinz Zentraljava verdienen umgerechnet 47 Schweizer Franken pro Monat. Zieht man die Transportkosten zu den Bezugsstellen ab, bleiben noch **knapp 30 Franken übrig. Das ist ein Viertel des lokalen Mindestlohns**.

Kaum eine Heimarbeiterin wagt, die schlechten Löhne anzuprangern. Denn viele sorgen alleine für das Einkommen der Familie und haben grosse Angst davor, die **schlechtbezahlte, aber alternativlose Arbeit zu verlieren**.

* Sämtliche Lohnangaben wurden zum Wechselkurs vom 16. 3. 2017 in Schweizer Franken umgerechnet.

Schwache Gewerkschaften



Gewerkschaftsrechte bleiben in der Schuhindustrie meist Theorie. So sagten viele der von «Change Your Shoes» befragten Arbeiterinnen,

dass sie weder von der Existenz von Gewerkschaften in ihren jeweiligen Fabriken wüssten noch sich über die Rolle von Gewerkschaften im Klaren seien. In China etwa können Arbeiterinnen **keine unabhängigen Gewerkschaften** gründen, sondern nur einem Gewerkschaftsbund beitreten, welcher vom Staat kontrolliert wird. Oft kommt es zum **Einsatz staatlicher Gewalt**, um Streiks zu unterdrücken. In der

Türkei sind verschiedene Formen der Gewerkschaftseinschüchterung («union busting») an der Tagesordnung. Gewerkschaftliche Organisation wird behindert; Leute, die sich dennoch organisieren, werden staatlich verfolgt. Auch in vielen anderen Ländern sind die Einschränkung **der Versammlungsfreiheit und die Drangsalierung gewerkschaftlicher Bewegungen** an der Tagesordnung.

Kaum Einblick



Die Schuhbranche steht in Sachen Transparenz noch ganz am Anfang: **Die Lieferketten sind komplex, undurchsichtig und volatil**, viele Arbeiten werden von Sub- und Sub-sub-Unternehmen ausgeführt, öffentlich zugängliche Informationen zu Produktionsorten und -bedingungen gibt es kaum. Da scheint es logisch, **die betroffenen Schuhunternehmen direkt zu fragen**, wie ihre Lieferketten aussehen und welche Massnahmen sie treffen, um eine sozial nachhaltige Produktion zu garantieren. Deshalb schickte «Change Your Shoes» Ende 2015 einen Fragebogen an 28 Schuhfirmen, darunter acht aus der Schweiz. Die Resultate waren ernüchternd: **Die**

Halbte der Unternehmen nahm gar nicht an der Befragung teil, und keine der antwortenden Firmen konnte auch nur annähernd ausreichende Massnahmen für den Schutz der Arbeits- und Menschenrechte belegen.

Unsichere Arbeitsbedingungen, schlechte Löhne und fehlende Gewerkschaftsfreiheit kennzeichnen die Schuh- genauso wie die Bekleidungsindustrie. Die Marken wissen **zu oft selbst nicht, wo die verschiedenen Bestandteile ihrer Schuhe entstehen**. Solange die Verbindung zwischen den Produktionsbedingungen und den Markenfirmen verborgen bleibt, ist eine Verbesserung kaum möglich. **Vollumfängliche Transparenz** zu schaffen, ist bei derart komplizierten Lieferketten nicht einfach. Doch es ist eine Herausforderung, die angegangen werden muss.

Arbeiterinnen und Arbeiter müssen wissen, für welche Marke

ihre Fabrik arbeitet, um **ihre Rechte geltend machen zu können**. Zivilgesellschaftliche Organisationen brauchen Informationen, um Markenfirmen unter die Lupe und in die Pflicht zu nehmen. Und Konsumierende haben **ein Recht darauf, zu erfahren, wo und unter welchen Bedingungen ihre Schuhe hergestellt worden sind**. Die Markenfirmen werden es sich nicht mehr ewig leisten können, keinerlei Rechenschaft über ihr Geschäftsmodell abzulegen.

Ein erster, kleiner Schritt wäre, dass Schuhfirmen eine **Liste ihrer Zulieferunternehmen** veröffentlichen. Angesichts rasch wechselnder Lieferanten müssen diese Register jährlich aktualisiert werden – und **bis ins unterste Glied der Lieferkette** vordringen. Doch Transparenz geht weiter: Auch Audit-Berichte, Pläne für notwendige Korrekturen von Missständen und die Höhe der bezahlten Löhne sollten **für die Öffentlichkeit zugänglich** sein.

China



Schläge und Haft für Streikende

Wer sich in China für Arbeitsrechte einsetzt, muss mit dem Schlimmsten rechnen.

In China hat die Anzahl der Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus den ländlichen Regionen in industrialisierte Gegenden in den letzten Jahren stark abgenommen, was in den Ballungszentren zu einer steigenden Arbeitskräfteknappheit führt. Als Reaktion darauf lagern viele Unternehmen ihre Produktionsstätten in Gegenden aus, wo die Produktion günstig ist und Arbeitskräfte vorhanden sind. So auch das taiwanesisches Unternehmen Lide Shoe, ein Lieferant nam-

hafter Markenfirmen wie Calvin Klein. Als bekannt wurde, dass Lide Shoe seine Fabrik in der chinesischen Provinz Guangdong schliessen und in einer abgelegeneren Gegend einen neuen Standort eröffnen will, kam es im Mai 2015 am alten Standort zu Demonstrationen: Arbeiterinnen wehrten sich gegen nicht bezahlte Sozialabgaben und verlangten eine Entschädigung derjenigen, die durch die Fabrikschliessung ihren Arbeitsplatz verlor. Denn das Unternehmen weigerte sich, bei der Verlagerung die gesetzlich vorgeschriebenen Kompensationszahlungen zu leisten oder Sozialversicherungsbeiträge zu zahlen.

Unliebsame hinter Gitter

Der letzte der drei Streiks wurde durch ein Grossaufgebot an Polizisten aufgelöst, die massive Gewalt anwandten; auf Streikende wurde eingeschlagen, ein lokaler Aktivist verhaftet. Die Streiks zeigten dennoch Wirkung: Das Unternehmen willigte schliesslich ein, eine beträchtliche Summe an Entschädigungen an die Arbeiterinnen zu bezahlen. Die Regierung nutzte jedoch die Streiks, um ge-

gen unliebsame Gegner vorzugehen. Fünf Aktivisten und eine Aktivistin wurden in einer Welle der Repression inhaftiert; lange Zeit hatten sie keinen Kontakt zu Anwälten und zu ihren Familien, die teils ebenfalls massiv bedroht wurden. Die Anklage lautete auf «Versammlung einer Menschenmenge zur Störung der gesellschaftlichen Ordnung.»

Den Mut verloren

«Change Your Shoes» forderte die sofortige Freilassung der Inhaftierten sowie einen generellen Stopp der Repressionen. Public Eye wandte sich zusätzlich in einem Schreiben an die Schweizer Regierung und forderte diese auf, im Rahmen des Menschenrechtsdialogs sowie dem Abkommen über die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und den Schutz der Arbeits- und Menschenrechte, welches das Freihandelsabkommen mit China begleitet, aktiv zu werden.

Heute sind fünf der sechs Inhaftierten wieder frei – mit Bewährungsstrafen von bis zu zwei Jahren. Ein Aktivist ist immer noch in Haft. Den Mut, sich zu wehren, hat keiner mehr von ihnen.

Fehlende Verträge



Informelle Arbeitsverhältnisse sind in der Schuhindustrie mancher Länder eher die Regel denn eine Ausnahme. So hatte etwa keine einzige der von «Change Your Shoes» befragten Arbeiterinnen in Indonesien einen

schriftlichen Anstellungsvertrag. In Indien erhalten viele weder **ein Einstellungsschreiben noch einen Arbeitsvertrag**. In der Türkei werden Schuhe meist in Kleinstunternehmen hergestellt, in denen **informelle Vertragsverhältnisse** weit verbreitet sind – den Arbeitenden wird so die Chance auf ein Mindestmass sozialer Absicherung genommen. In Indonesien wird gerade das Produzieren der Oberteile oft an Heimarbeiterinnen ausgelagert. Diese haben meist weder

einen schriftlichen Arbeitsvertrag noch sind sie von Sozialversicherungen gedeckt. Heimarbeiterinnen werden **selten als Arbeitskraft anerkannt**: Damit geniessen sie weder Rechtsschutz noch werden sie in offizielle Statistiken aufgenommen. Bereits 1996 gab der damalige Generaldirektor der Internationalen Arbeitsorganisation ILO zu, dass **niemand wisse, wie viele Menschen informell in der Kleider- und Schuhproduktion tätig seien**.

Überlange Tage



Die Arbeit in der Schuhindustrie ist geprägt von langen Arbeitstagen und regelmässigen Überstunden. In China etwa geben viele Arbeiterinnen an, dass sie regelmässig **zu Überstunden gezwungen** werden. Weigern sie sich, haben sie Abzüge von Vergütungen, **Erniedrigungen oder**

Beschimpfungen zu befürchten. In Indonesien ist Überzeit von drei bis vier Stunden an der Tagesordnung und hilft, das magere Einkommen zu verbessern; einmal keine Überstunden zu leisten, heisst, **vielleicht nie mehr Überstunden leisten zu dürfen**. In der Türkei arbeiten die Menschen im Schuhsektor regelmässig bis zu 13 Stunden. Sie sind auf Überstunden angewiesen, der zusätzliche Lohn wird von den meisten als wesentlicher Bestandteil des Einkommens betrachtet. Auch wo Arbeiterinnen nicht zu Überstun-

den gezwungen werden, müssen sie diese oft leisten, um **private Schulden abzuzahlen**. Kredite werden zu extrem hohen Zinsen vergeben. Zudem wird häufig «doppelte Buchführung» betrieben: Eine Liste für die Behörden, eine inoffizielle Liste für die Beschäftigten. Der Mindestlohn wird auf das Konto der Arbeiterinnen überwiesen, **darüber hinaus gehende Stunden bar vergütet**. Auf die Kürze kann das attraktiv sein; auf Dauer entgehen den Arbeiterinnen jedoch Einzahlungen in die Renten- und Sozialversicherungen.

Indonesien



Unsportliche Entlassungen bei Adidas und Mizuno

Nach einem Streik stellt eine Fabrik 1300 Arbeiterinnen auf die Strasse. Die Markenfirmen, für die sie produziert, wollen damit nichts zu tun haben.

Die Geschichte beginnt im Juli 2012: Müde von den verbalen Beleidigungen und physischen Misshandlungen organisierten sich Arbeiterinnen in der indonesischen Schuhfabrik PT Panarub

Dwikarya Benoa Anfang 2012 zu einer Gewerkschaft, um sich zu wehren. Als sich das Unternehmen weigerte, mit der Gewerkschaft zu verhandeln, wurde spontan zum Streik aufgerufen, dem sich rasch über 2000 Arbeiterinnen und Arbeiter – zum grössten Teil Frauen – anschlossen. Sie forderten ihr Recht, sich gewerkschaftlich zu organisieren, Lohnnachzahlungen und eine Verbesserung der Sicherheit und des Gesundheitsschutzes in der Fabrik ein.

Proteste bis heute

Fünf Tage dauerte der Streik, als Reaktion darauf wurden 1300 Beschäftigte gefeuert. Die Fabrik war einer der Hauptlieferanten der japanischen Sportmarke Mizuno. Auch Adidas liess regelmässig dort produzieren. Einige der Frauen hatten über fünf Jahre in der Fabrik Schuhe genäht. Nun standen sie auf der Strasse.

Bis heute ist keine Lösung des Konflikts in Sicht. Die Fabrik hat versucht, einzelne Arbeiterinnen mit unzureichenden Entschädigungssummen abzuspeisen. Trotz ihrer finanziellen Not lehnten alle das Angebot ab. Für «Change Your Shoes» und ihre lokalen Partner ist klar, dass die Fabrik ohne den Druck der internationalen Einkäuferfirmen Adidas und Mizuno keine angemessene und faire Entschädigungssumme vorschlagen wird. Beide Unternehmen weigerten sich jedoch bislang, die Gewerkschaft zu treffen, um den Streit beizulegen – geschweige denn, einen Beitrag an die finanzielle Entschädigung der Arbeiterinnen zu leisten.

Vier Jahre später protestieren deshalb knapp 350 ehemalige Angestellte immer noch regelmässig für Abfindungszahlungen – um zu kriegen, was ihnen zusteht.

Schlechter Schutz



In der Schuhindustrie sind Arbeiterinnen und Arbeiter einer ganzen Reihe von **gesundheitsgefährdenden Chemikalien** ausgesetzt. Der Einsatz von Klebstoffen und Reinigungsmitteln, die oftmals Stoffe wie Benzol, Dichlorethan und Hexan enthalten, führt **häufig zu Vergiftungen**. Der regelmässige Kontakt mit Benzol kann gar Leukämie verursachen. Beim Vulkanisieren von Stoffen wie Latex zur Herstellung von Gummi werden **giftige Dämpfe freigesetzt**; Arbeiterinnen wird da-

von schwindlig, sie kriegen Hustenattacken oder müssen sich übergeben. Atemwegsbeschwerden und Asthma sind häufig. Die Arbeitsumgebung ist laut und staubig, in den meist schlecht belüfteten Fabrikhallen kann es **im Winter bitterkalt und im Sommer sehr heiss sein**. Sanitäre Anlagen sind oft zu knapp und nicht sauber.

Schulungen zu den Gefahren beim Hantieren mit Farben, Klebern und Lösungsmitteln sind häufig mangelhaft oder schlicht inexistent. Längst nicht immer wird **die nötige Arbeitsschutzbekleidung** zur Verfügung gestellt. Die meisten Arbeiterinnen sagten in Gesprächen mit Recherchierenden von «Change Your Shoes» zudem, dass sie mit Atemmasken und Handschuhen nicht in

der Lage wären, ihre Arbeit gründlich und schnell genug zu erledigen und die festgesetzten Tagesziele zu erreichen, und deshalb darauf verzichteten. Durch die Arbeit an alten Maschinen kommt es **immer wieder zu Unfällen**.

Heimarbeit birgt zusätzliche Risiken: Beim Zusammennähen eines Oberteils wird eine Nadel durch ein vorgestanztes Loch geführt. Die Arbeit ist repetitiv und erfordert einige Kraft, die Verletzungsfahrer ist gross. Arbeiterinnen sitzen dafür meistens auf dem Boden, **in einer verkrampten Position, für mehrere Stunden**. Typische Folgen sind Rücken-, Nacken- oder Schulterbeschwerden, Haltungsschäden oder auch chronische Probleme mit Handgelenken und Fingern.

Serbien



Staatlich subventionierte Verletzung der Arbeitsrechte

Die Firma Geox erhält 9000 Euro pro Arbeitsplatz, den sie in Serbien schafft – und verwehrt den Fabrikarbeiterinnen grundlegende Rechte.

Im Juli 2016 kamen die Missstände erstmals ans Licht: In der Lokalzeitung «Novine Vranjske» beschwerte sich die ehemalige Arbeiterin Gordana Krstić über die Bedingungen in der Geox-eigenen Schuhfabrik im serbischen Vranje. Sie berichtete von Ohnmachtsanfällen, verbalen Belästigungen und fehlenden Verträgen bei der Herstellung des «Schuhs, der atmet.» Besonders schockierend war der Tipp der Managerin: Die Arbeiterinnen sollten doch Windeln tragen, damit sie nicht zu oft auf die Toilette müssten.

Diese Missstände sind nicht nur alarmierend – sie werden auch noch

subventioniert! Um die einst blühende Schuhindustrie wiederzubeleben, geht die serbische Regierung nun weit: Geox offerierte sie nicht nur die Gratis-Nutzung des Grundstücks, Steuerzugeständnisse und Investitionen in die Infrastruktur, sondern zudem Subventionen im Wert von 9000 Euro pro neu angestellte Person. Im Gegenzug versprach Geox die Anstellung von mindestens 1250 Arbeiterinnen und Löhne, die 20 Prozent über dem Mindestlohn liegen.

Keine Abrechnung, kein Vertrag

Doch die meisten der 1250 Arbeiterinnen erhalten dennoch nur den gesetzlichen Mindestlohn von monatlich 182 Franken. Die Überprüfung der Bezahlung ist schwierig, da die meisten Beschäftigten weder eine Lohnabrechnung noch durchgehende Arbeitsverträge kriegen. Gordana etwa hat 70 Tage ohne Arbeitsvertrag geschuftet. Ein Einzelfall ist sie nicht. Arbeitsbeginn und -ende werden meist willkürlich festgesetzt, Sozial- und Krankenversicherungen in der Zeit zwischen den Verträgen verwehrt.

Erste Erfolge

Die meisten Arbeiterinnen haben Angst, im von hoher Arbeitslosigkeit geplagten Vranje keine neue Beschäftigung zu

finden. Trotzdem haben sich einige der Arbeiterinnen dazu entschieden, sich gemeinsam mit «Change Your Shoes» zur Wehr zu setzen: Sie haben eine Gewerkschaft gegründet und begonnen, Druck auf Geox auszuüben. Erste Erfolge gibt es: Die Überzeit ist nun reguliert, Lohnauszüge werden ausgehändigt. Andere Probleme bestehen immer noch, vor allem in Bezug auf die Löhne. Der Kampf in Vranje geht weiter.

Kampf auch in Italien

Und nicht nur dort. Die Schuhe, die in Vranje hergestellt werden, landen irgendwann in Treviso, nördlich von Venedig. Dort hat Geox sein Logistikzentrum. Fast alle, die dort arbeiten, sind Migranten, Männer vor allem, aber auch Frauen. Die Kisten, die sie heben müssten, seien schwer, erzählte uns ein ivorischer Arbeiter vor dem Geox-Komplex. Aber nicht mehr so schwer wie früher. Die Arbeitenden haben erreicht, dass das Gewicht der Kisten begrenzt wird. Sie haben mit der Hilfe von Gewerkschaften etwas höhere Löhne erstritten und sich gegen exzessive Überzeit zur Wehr gesetzt. Das nächste Ziel ist eine Kantine. «Es ist noch längst nicht alles gut», sagte der Ivorer, «aber vieles ist besser geworden».

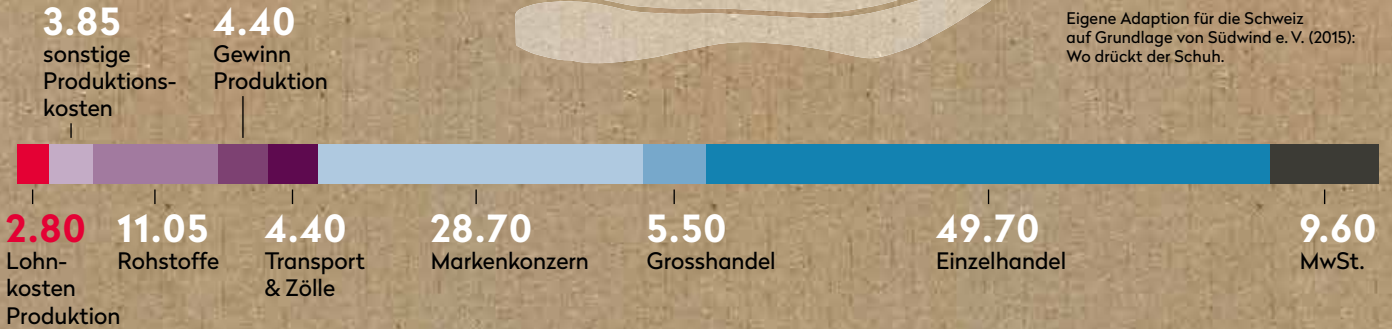
Hungerlöhne

Viel arbeiten und wenig verdienen.

Harte körperliche Arbeit, schlechte Bezahlung, unsichere Verträge und mangelhafter Arbeitsschutz prägen das Bild der globalen Leder- und Schuhindustrie.

WER VERDIENT AN EINEM SPORTSCHUH?

in CHF



Eigene Adaption für die Schweiz auf Grundlage von Südwind e.V. (2015): Wo drückt der Schuh.

ARMUTSLÖHNE IN DER SCHUHINDUSTRIE in CHF

CHINA (Guangdong)

Existenzlohn²: 632.-



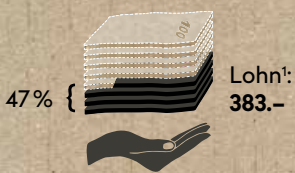
RUMÄNIEN

Existenzlohn²: 355.-



TÜRKEI

Existenzlohn²: 822.-



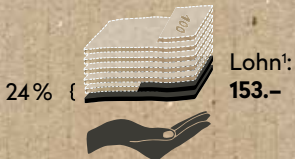
INDIEN (Uttar Pradesh)

Existenzlohn³: 284.-



ALBANIEN

Existenzlohn²: 630.-



¹ Ermittelter Durchschnittslohn
² Geschätzter Existenzlohn
³ Existenzlohn nach Asia Floor Wage Alliance
 { Anteil Lohn/Existenzlohn

Die Grafik zeigt die Differenz zwischen den tatsächlichen Löhnen, die Arbeiterinnen und Arbeiter in der Schuhproduktion üblicherweise verdienen, und einem Existenzlohn. Ein Existenzlohn ist ein Lohn, der ohne Überstunden und Zuschläge mindestens ausreicht, um die Grundbedürfnisse einer Familie von zwei Erwachsenen und zwei Kindern zu decken und darüber hinaus zusätzlich 10% frei verfügbares Einkommen für besondere Ausgaben oder zum Ansparen übrig lässt.

Quelle: Change Your Shoes und eigene Berechnungen.

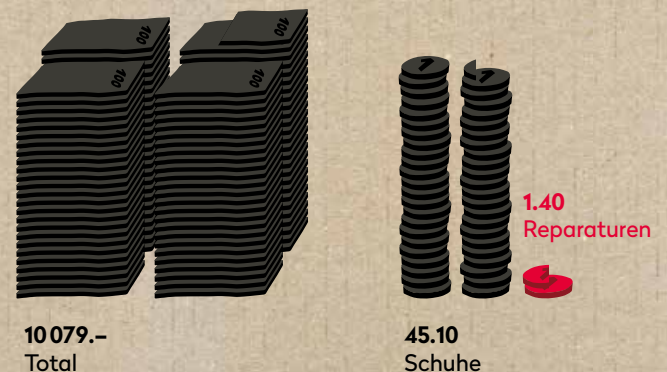
Konsum

Wie viel gibt ein Schweizer Haushalt im Durchschnitt für Schuhe aus?
 pro Monat, in CHF

AUSGABEN 1936



AUSGABEN 2014



Quelle: Bundesamt für Statistik

Der globale Schuh





Schuhproduktion und -handel weltweit.

WO STEHEN EINZELNE LÄNDER IM GLOBALEN SCHUHHANDEL?

in Mio. Paar, 2015





CHINA

ist Weltmarktführer und produziert mehr als 3,5-mal mehr Schuhe, als im Land konsumiert werden. 60 % der Exporte sind Gummi- oder Kunststoffschuhe.

 13 581 Produktion	 3800 Konsum
 9878 Export	 97 Import




ITALIEN

exportiert vor allem Lederschuhe (60%). Mit 46.13 Franken pro Paar gehören die von Italien exportierten Schuhe zu den teuersten der Welt.

 191 Produktion	 312 Konsum
 207 Export	 328 Import





ALBANIEN

80 % der Exporte sind Lederschuhe oder Schuhteile. 87 % der Schuhexporte Albaniens gehen nach Italien.

 12 Produktion	 5 Konsum
 15 Export	 8 Import


DEUTSCHLAND

ist kein grosser Schuhproduzent mehr, jedoch der grösste Umschlagplatz des Schuhhandels in Europa. 42 % der Importe kommen aus China.

 33 Produktion	 445 Konsum
 238 Export	 650 Import





VIETNAM

ist der zweitgrösste Schuhexporteur der Welt, 92 % der Exporte gehen nach China.

 1140 Produktion	 157 Konsum
 1041 Export	 58 Import





RUMÄNIEN

55 % der Schuhexporte gehen zuerst nach Italien. 65 % der Schuhexporte sind Lederschuhe.

 54 Produktion	 60 Konsum
 51 Export	 57 Import





SCHWEIZ

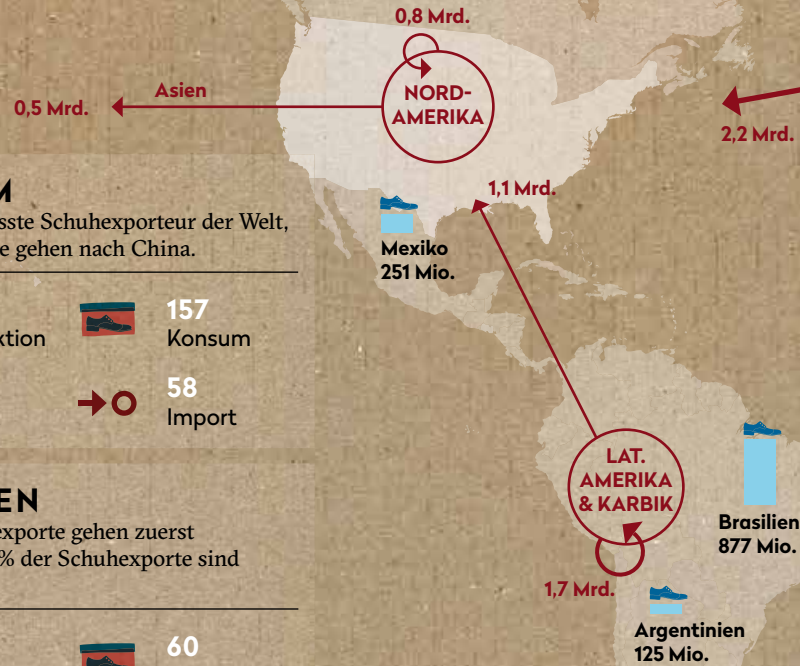
46 % der importierten Schuhe (24 Mio. Paar) kommen aus China. Aufgrund der höheren Preise ist dennoch Italien wertmässig die wichtigste Importquelle.

 3 Produktion	 51 Konsum
 6 Export	 54 Import

USA

ist der führende Schuhimporteur der Welt. 76 % der importierten Schuhe kommen aus China.

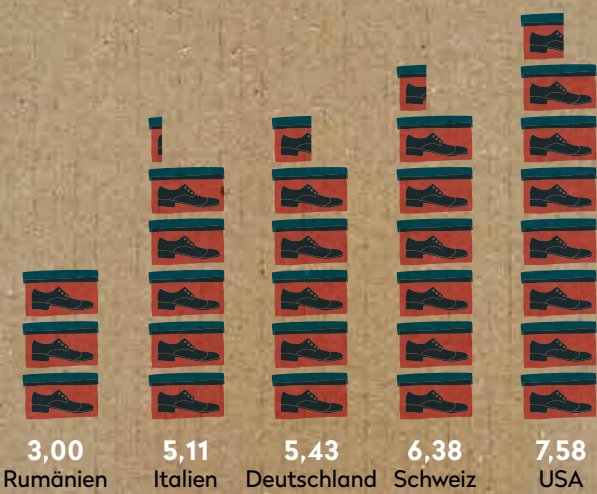
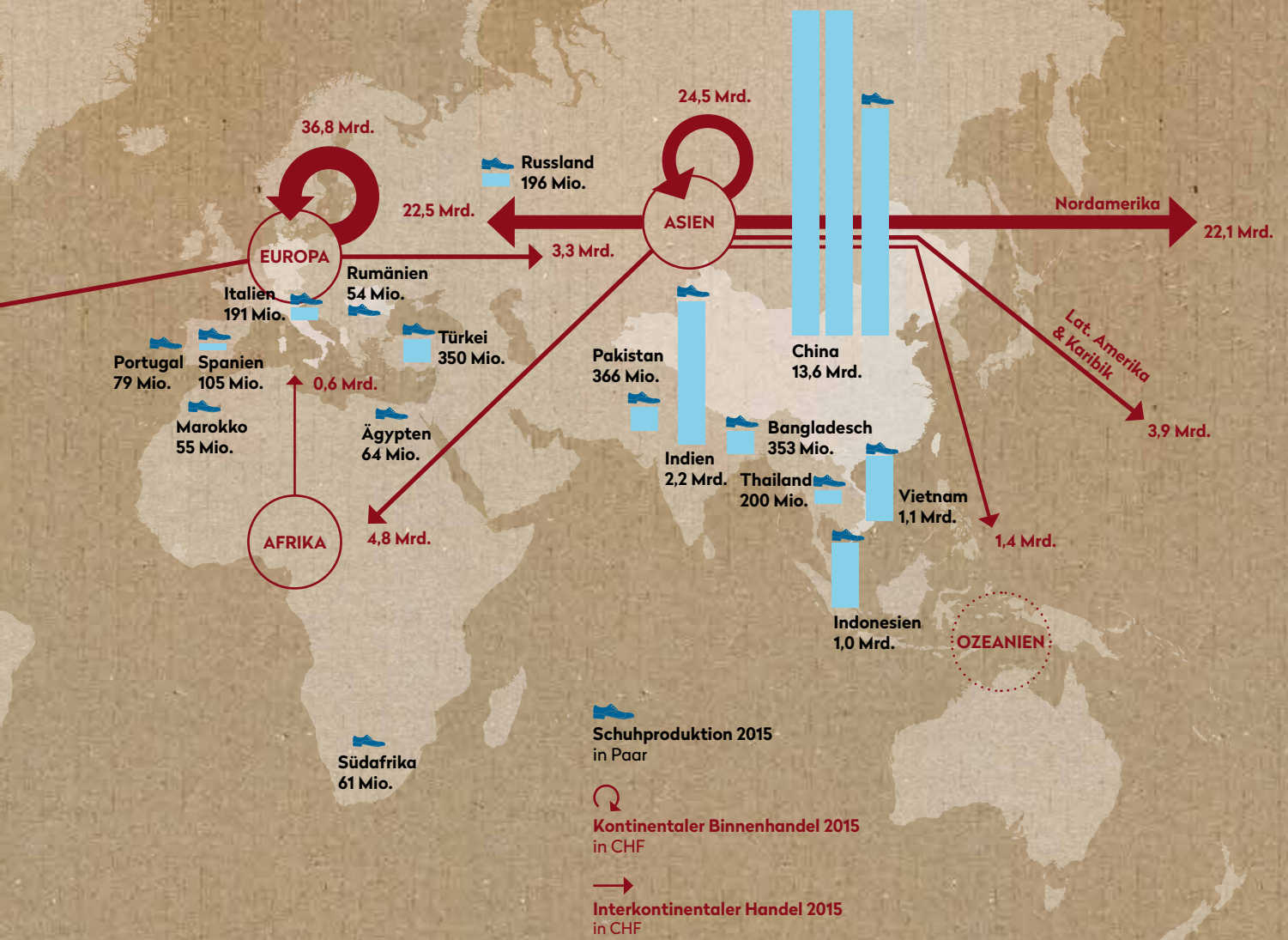
 29 Produktion	 2442 Konsum
 83 Export	 2496 Import



SCHUHKONSUM

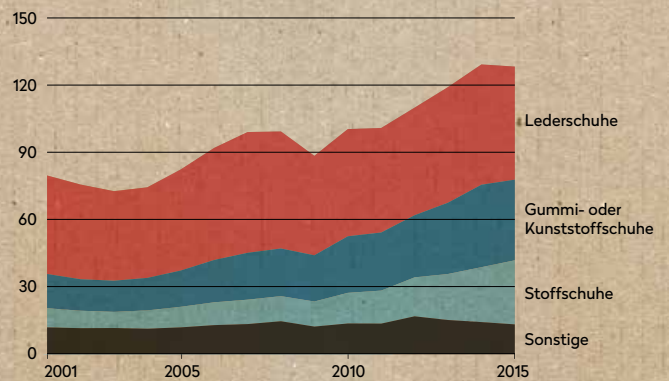
pro Kopf in Paar, 2015





Globale Schuhexporte

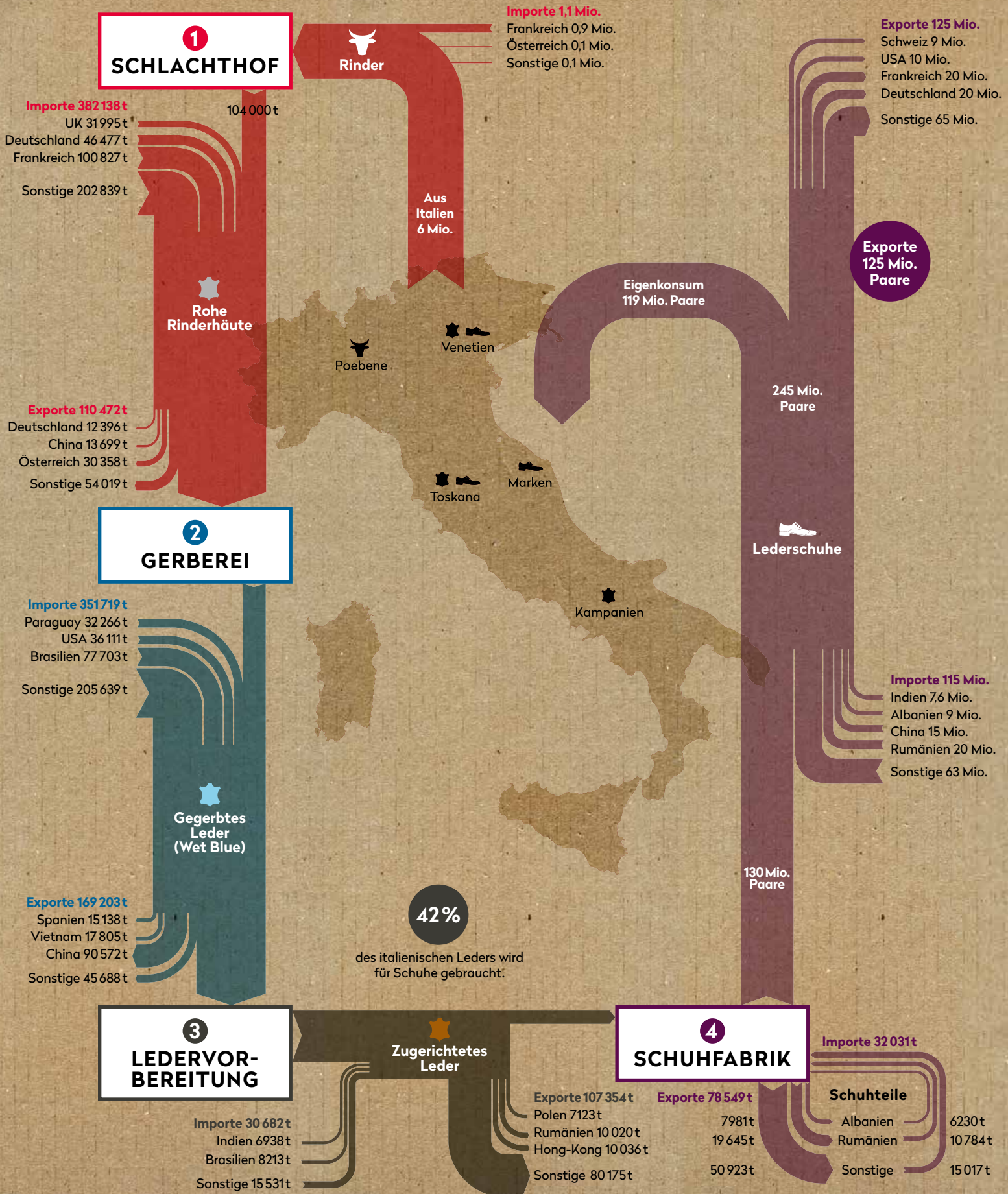
in Mrd. CHF, 2001–2015



Made in Italy

Wann ist ein Schuh «Made in Italy»?

Von der Kuh zum fertigen Schuh könnte ein Lederschuh alle Produktionsstufen in Italien durchlaufen. Doch tatsächlich ist die Produktion hochgradig globalisiert und nur ein kleiner Bruchteil der Schuhe aus Italien durchläuft alle Produktionschritte in Italien.



«Ich mache einfach immer weiter»

Italienische oder deutsche Marken lassen ihre Schuhe zunehmend in ost- und südeuropäischen Ländern herstellen, wo tausende Arbeiterinnen zu Tiefstlöhnen für sie schuften. Die Albanerin Arjana hat keine andere Wahl.

Es ist kalt. Es ist laut. Und es riecht nach Leim. Wir sind in einer Fabrikhalle im Industriegebiet der Hafenstadt Durrës, 30 Autominuten westlich der albanischen Hauptstadt Tirana. Es ist ein Freitag im Januar, zwei Tage zuvor hat es hier zum ersten Mal seit 32 Jahren wieder richtig geschneit. Die Menschen gingen raus, bewarfen sich mit Schneebällen und bauten Schneemänner, bevor sie sich zu Hause unter dicke Decken legten. Zentralheizungen sind hier, in einem der ärmsten Länder Europas, nicht die Regel, sondern ein Luxus.

Wegen der tiefen Temperaturen tragen alle der gut 200 Arbeiterinnen und Arbeiter – deutlich mehr Frauen als Männer, viele kaum 20 Jahre alt, manche über 50 – Jacken, viele auch Mützen. Schutzhandschuhe dagegen trägt kaum jemand. Flinke Hände sind für ihre Tätigkeiten eine Voraussetzung. Und so mag man kaum hinsehen, als ein junger Mann mit uns spricht, während er beiläufig ein Stück Leder durch eine alte, ruckelnde Maschine zieht. Auch mit den drei Frauen, die den ganzen Tag mit Pinseln Leim auf Schuhteile streichen, möchte man nicht tauschen: der Klebstoff schlägt sofort unangenehm an den Nasenschleimhäuten an, eine Atemmaske trägt keine der drei.

«Schaft» – «Ferse» – «Weiss es nicht»

Im hintersten Teil der Fabrikhalle stehen mächtige Maschinen, an denen vorwiegend Männer hantieren. Man kann es sich ein bisschen vorstellen wie «Güetzele» in Gross. In Regalen stehen viele Eisenformen in verschiedenen Grössen und Formen. Diese legen die Arbeiter auf die bereitgelegte Leder- oder Kunststoffbahn, richten einen massiven «Stempel» über der Form aus und drücken ihn hinunter. Dann wird der Stempel neu angesetzt, wieder und wieder, bis nur noch ein Bogen mit Restfetzen übrig bleibt. Nach und nach erklären uns die Arbeitenden, wofür das Teil ist, das sie gerade ausstanzen. «Das hier kommt an den Schaft.» «Das da ist die Verstärkung der Ferse.» «Ich weiss es nicht», sagt ein junger Mann etwas verlegen.

Das ist es, was Artemisa Ljarja meinte, als sie das Konzept der entfremdeten Arbeit von Karl Marx bemühte, um das Verhältnis von Fabrikarbeitenden zu den Produkten, die sie herstellen, zu erklären. Die albanische Rechercheurin hat in zahlreichen Interviews mit albanischen Fabrikarbeitenden den Eindruck gewonnen, dass die meisten von ihnen gar nicht daran interessiert sind, an was für einem Schuh, für welche Firma und für wessen Gewinn sie arbeiten. «Sie wollen einfach ihre Schicht beenden und dann wieder nach Hause.»

«Modernste Produktionsanlagen»

Weiter vorne in der Halle, am Fliessband, sitzen fast nur Frauen, jede zuständig für einen Produktionsschritt: Die Eine näht eine Zunge, die Andere arbeitet eine Polsterung ein, die Dritte näht sie an den Oberschuh. Ein, zwei, drei Handgriffe, immer dieselben, die Maschinen surren, gesprochen wird kaum. In einem Nebenraum brennt auf einem Tisch eine Kerze, davor zwei junge Männer. Der Erste schneidet im Akkord einen Kunststoffbündel zu drei Zentimeter langen Stücken. Sein Kollege hält die beiden Enden jedes Bündels kurz über die brennende Kerze, und drückt sie dann ein paar Sekunden zusammen, bis sie aneinander haften. Es sind die Laschen, durch die dereinst die Schuhbündel gezogen werden.

Zum Schluss wandern die fertigen Schuhe in Kartons, die sich an den Wänden der Fabrikhalle stapeln. Es sind Schuhe einer Marke, die sich rühmt, ihre Produkte seien «strikt «Made in Italy»» – gefertigt auf den «modernsten Produktionsanlagen.»

Die tiefsten Löhne weit und breit

In Albanien beschäftigt die Schuh- und Lederindustrie gemäss offiziellen Angaben knapp 30 000 Arbeitende – zu über 90 Prozent Frauen. Wie viele es tatsächlich sind, weiss niemand: Der Anteil der Schattenwirtschaft ist gross, die Transparenz im Sektor klein. Die meisten Schuhfirmen ähneln von aussen Gefängnissen, hohe



Mauern umgeben sie, an den Eingangstoren stehen Wächter. Neben jeder Fabrik sind zwei, drei alte Reisebusse abgestellt: «Travel like a Star» steht auf einem, «Experience bus» auf einem anderen. Die Stars sind in diesem Fall Arbeiterinnen, das Erlebnis eine weitere Schicht repetitiver Handgriffe am Fließband: Die Busse bringen die Arbeiterinnen morgens in die Fabrik und abends wieder nach Hause, in die umliegenden Vororte. Wohin genau, das sagen die wortkargen Fahrer, die auf das Schichtende der Fabrikarbeitenden warten, nicht.

Der Grossteil der albanischen Schuhproduktion geschieht im Auftrag italienischer Marken. Kleider und Schuhe gehören zu den wichtigsten Exportprodukten des Landes, und so bewirbt es seine spezifischen Vorzüge offensiv: die geografische Nähe zu den europäischen Märkten, die politische Stabilität, die junge Bevölkerung und vor allem die höchst kompetitiven Löhne. In Albanien beträgt der Mindestlohn rund 150 Schweizer Franken pro Monat. Das ist weniger als in den umliegenden Ländern, weniger als in China auch. Und viele Fabrikarbeiterinnen erreichen den Mindestlohn nur, wenn sie regelmässig Überstunden leisten.

Kaffee und ein Minzbonbon

Ist es möglich, mit 150 Franken pro Monat eine Familie durchzubringen? Arjana Bajrami ist der Beweis, dass es

möglich ist, irgendwie. Und sie ist ein Sinnbild dafür, was es bedeutet. Arjana, die eigentlich anders heisst, ist 32, doch sie sieht älter aus. Älter und müde. Arjana wohnt mit ihrem Mann und den beiden gemeinsamen, sieben und zwölf Jahre alten Söhnen in Bathore – im grössten Elendsviertel Albaniens, einem Vorort von Tirana. Nachdem das kommunistische System 1991 zusammengebrochen war, zogen die Familien aus den ländlichen Gebieten zu Tausenden hierhin, um in Tirana Arbeit zu finden und der Armut zu entfliehen. Unzählige Häuser wurden gebaut, ohne Bewilligung, und die meisten davon sind bis heute Baustellen. Bewohnte Baustellen. Über den Schotterweg, der zum Zuhause der Bajramis führt, rumpeln alte Mercedes, am Rand entsorgt ein Mann seinen Müll, indem er ihn anzündet.

150 Franken Lohn, 8000 Franken Schulden

Vier Räume hat das Zuhause der Bajramis: ein Schlafzimmer für die Eltern, ein Zimmer für die beiden Jungen, in dem die Mutter auch kocht, ein Badezimmer und eine Stube. Einer der Jungen schläft auf einem abgewetzten Sofa, denn im Kinderzimmer gibt es nur ein Bett. Am Boden liegen Schaumstoffstücke, um die Füße vor der Kälte des nackten Betonbodens zu schützen. Arjana Bajrami bittet in die Stube, den einzigen Raum, in dem es dank eines Holzofens etwas wärmer ist. Sie reicht den

Gästen ein Minzbonbon, setzt auf dem Campingkocher Kaffee auf und beginnt, zu erzählen. Wie sie nach der Schulzeit wegen ihrer «sehr traditionellen Eltern» keinen Beruf erlernen durfte, sondern zu Hause zu ihren Söhnen schaute, während der Mann auf dem Bau arbeitete. Wie der ältere Sohn, Rigers, vor vier Jahren ins Spital musste. Eine Herzklappe funktionierte nicht, er hatte innere Blutungen und hohes Fieber, lief blau an, eine Operation war unumgänglich. Sie kostete knapp 8000 Schweizer Franken. Für die Bajramis ein Vermögen, das sie sich bei Freunden, Verwandten und Nachbarinnen zusammensammelten und längst nicht abbezahlt haben. Wie ihr Mann seine feste Anstellung verlor, nur noch temporäre Anstellungen fand und bald auch das nicht mehr. Bis heute macht er sich Tag für Tag auf die Suche nach Arbeit, aber er findet höchstens hie und da einen Gelegenheitsjob, der drei, vier Franken einbringt.

«Das Schlimmste ist der Leim»

Zwei Jahre ist es her, dass sich Arjana schliesslich zu Fuss aufmachte zur Fabrik, die eine halbe Stunde entfernt liegt, nach Arbeit fragte und dann auch eingestellt wurde. Eine Supervisorin zeigte ihr die nötigen Handgriffe, bald schon kam sie an jene Maschine, an der sie heute noch meistens arbeitet. Ihre Aufgabe ist es, eine Verstärkung für die Schuhkappe mit Leim zu bestreichen, diese für ein paar Sekunden in einen Ofen zu schieben und dann auf das Leder zu kleben. «Das Schlimmste», sagt sie, «ist der Gestank des Leims.» Eine Atemmaske trägt sie nicht, «ich kann schon so schlecht atmen.» Der Leim mache schläfrig, häufig habe sie Kopfschmerzen. «Aber ich mache einfach immer weiter.» Denn sie muss 500 Stück schaffen pro Tag, was bei einem komplizierten Modell kaum möglich sei. Erreicht sie die Quote nicht, macht sie Überzeit – ohne Bezahlung. Sie hat zugesehen, wie Finger in Maschinen kamen, wie Kolleginnen im Hochsommer ob der Hitze kollabierten, im Moment aber ist es in der Fabrik sehr kalt, weswegen sie stets einen Wollpullover trägt, aber keine Jacke und keine Handschuhe. «Da wäre ich zu wenig beweglich», sagt sie, «das Fließband läuft schnell.» Für welche Marke sie arbeitet, weiss Arjana nicht, nur, dass das Material aus Italien und Deutschland komme. Über 200 Euro kosteten die Schuhe, die sie herstellten, haben ihr Arbeitskolleginnen erzählt – deutlich mehr, als Arjana monatlich verdient. Die in China hergestellten Winterstiefel, die sie selbst trägt, hat sie gebraucht von einem Strassenhändler gekauft: für weniger als zwei Franken.

Zwei Drittel für Strom und Holz

Samstags arbeitet Arjana immer, sonntags oft. Sie steht morgens um 5.30 Uhr auf, bereitet das Mittagessen für die Söhne und sich selbst zu, Brot mit Rührei und Käse

am Anfang des Monats, gegen Ende oft nur noch Brot mit Margarine. Dann läuft sie zur Fabrik und ist nach 16 Uhr wieder zu Hause, wo sie als erstes Teig für ein Brot macht, wenn nicht gerade, wie jetzt, das Mehl aus ist. Auf dem Holzofen setzt sie einen grossen Topf Wasser auf, mit dem sich die Familie wäscht. Im Badezimmer hat es neben dem Plumpsklo zwar eine Dusche, aber die nutzen sie nicht, weil die Stromrechnungen zusammen mit dem Kubikmeter Holz, der bei sparsamer Verwendung für einen Monat zum Heizen reicht, bereits zwei Drittel von Arjanas Monatslohn auffrisst. Zum Abendessen gibt es meist Pasta, manchmal Kartoffeln, an guten Tagen auch weisse Bohnen; ihr Lieblingsessen, sagen beide Knaben scheu, seien «Makarona», Teigwaren. Arjana Bajrami muss sich stets gut überlegen, in welchem der umliegenden Läden sie Teigwaren, Mehl oder Öl kauft. Denn überall hat sie Schulden, erst gestern Abend kam wieder ein Ladenbesitzer bei den Bajramis vorbei und fragte, wann sie ihre Schulden zu bezahlen gedächten. «Er hat noch etwas Geduld», sagt sie. In einem Restaurant gegessen haben die beiden Söhne noch nie. Auch das Zentrum von Tirana kennen sie nicht, sie waren noch nie dort. «Der Bus ist zu teuer», sagt ihre Mutter, «und sowieso würden sie dort nur schöne Dinge sehen, die wir ihnen nicht kaufen können.»





«Das war schön»

Was wünscht sich Arjana Bajrami? «Dass die Knaben gesund bleiben», sagt sie als erstes. «Ich möchte unsere Schulden abbezahlen können. Und das Haus weiterbauen.» Anfangen würde sie beim undichten Dach, durch das es hereinregnet. «Und ich wünsche mir, dass mein Mann endlich wieder Arbeit findet.» Am liebsten, sagt sie zum Schluss, möchte sie auswandern, an einen Ort, wo das Leben weniger beschwerlich ist und die Aussichten für ihre Söhne besser. Aber wohin, das weiss sie nicht. Und so wird Arjana Bajrami morgen wieder aufstehen, um halb sechs, in die Fabrik laufen und sich an ihre Maschine stellen, 500 Stück, das immer gleiche Ziel, und in der Nase der Leim. «Was soll ich denn sonst tun», fragt sie. «Welche Optionen habe ich schon?» Es klingt nicht wie eine Frage. Mehr noch als die offensichtliche Armut ist es diese Resignation, diese lähmende Absenz einer Aussicht auf einen Ausweg, die nach dem Besuch bei den Bajramis noch lange nachhängt.

Gibt es denn hie und da einen Moment, in dem die Familie auch einfach das Zusammensein genießt, die Sorgen vergisst? Arjana Bajrami überlegt lange. Vor ein paar Wochen, sagt sie dann, an Rigers' Geburtstag, «da haben wir uns einen Kuchen gekauft und zusammen gegessen. Das war schön.» •

Ausgelagerte Produktion

Der «Made in»-Trick

Auch in Rumänien, Polen oder Mazedonien werden Jahr für Jahr Millionen von «italienischen» oder auch «deutschen» oder «griechischen» Schuhen hergestellt. Outward Processing Trade oder kurz OPT bezeichnet man diesen Vorgang, der es Firmen erlaubt, Vorprodukte ins Ausland zu liefern und dort damit etwa Schuhe herstellen zu lassen, um diese danach meist zollfrei wieder zu importieren. Die Rolle der osteuropäischen Länder beschränkt sich dabei im Wesentlichen auf die der Billig-Nähstuben. Eine darüber hinausgehende Wertschöpfung ist kaum zu finden. Die europäischen Marken profitieren aufgrund der geografischen Nähe dieser Länder von kurzen Lieferfristen, was bei sich immer schneller abwechselnden Modezyklen wertvoll ist. Zudem sparen sie gegenüber einer Produktion in Asien Transportkosten, vermindern das Risiko von Reputationsschäden und können auf einen Pool von oft gut ausgebildeten Arbeitskräften zugreifen – und das alles zu auch im weltweiten Vergleich äusserst tiefen Lohnkosten.

Der wohl letzte Schuhmacher Tiranas

Luan Hima ist seinem Metier ein Arbeiterleben lang treu geblieben: Bis heute fertigt er im Herzen von Tirana Schuhe nach Mass. In einer Fabrik arbeiten würde er nie.

Eine junge Frau kommt zur Tür herein, in einem Papiersack ein Paar Schuhe, die ihr dermassen gut gefallen, dass sie sie eben in einem grossen Kaufhaus erstanden hat, obwohl sie ihr zu eng sind. Sie möchte sie ausweiten lassen. «S'ka problem», sagt Luan Hima, morgen seien sie abholbereit. Ein etwa 50-jähriger Mann möchte seine tiefen Lederschuhe gerne zu höheren, winter-tauglicheren Schuhen umrüsten. «S'ka problem», sagt Luan Hima auch ihm, für 800 Lek, gut sechs Schweizer Franken, setze er das nötige Leder an. Auch zum Herrn, der in seine Schuhe eine zweite Sohle eingearbeitet haben möchte: «S'ka problem.» Alles kein Problem für Luan Hima.

«Dabei», sagt der 55-Jährige – offenes Gesicht, wenig Resthaar, leimverklebte Schürze – «mache ich Reparaturen nur noch aus Freundlichkeit.» Sein Kerngeschäft ist ein anderes: Nach Mass angefertigte Lederschuhe. Seit 20 Jahren führt Luan Hima seine wenige Quadratmeter grosse Werkstatt, im Zentrum von Tirana, an der Rruga e Saraçëve, im Volksmund auch Handwerkerstrasse genannt. Seine Kunden sind vor allem Männer. Zwei von drei kämen, weil sie zu grosse oder zu platte Füsse hätten oder einen zu hohen Rist für Konfektionsschuhe, die anderen, «weil sie wissen, was sie bekommen: schöne, praktische Schuhe aus

Kalbsleder.» Damenschuhe macht er nicht mehr. «Die Damenmode», sagt er, «ist heute so schnelllebig, da mag ich nicht mehr hinterher.»

«Das, was ich kann»

Schon der Vater von Luan Hima war Schuhmacher, und er selbst war dann einer der wenigen, die nach dem Zusammenbruch des Kommunismus der Verlockung des – vermeintlich – schnellen Geldes nicht erlagen und blieb bei seinem Handwerk. «Ich mache Schuhe, weil es das ist, was ich kann», sagt er. Heute ist er der einzige registrierte Schuhmacher an der Handwerkerstrasse – und womöglich in ganz Tirana, glaubt er. «Es gibt vielleicht ein paar, die informell Schuhe herstellen, aber von anderen registrierten Schuhmachern wüsste ich nichts», sagt er. Entsprechend bekannt ist Luan Hima, auf den Strassen Tiranas wird er erkannt, und hier in seinem Laden grüsst alle paar Minuten jemand durchs Fenster.

Luan Hima ist nicht ein Einzelunternehmer, sondern der sichtbare Teil eines eingespielten Duos. Die Up-

pers nämlich, die Oberschuhe, näht seine Frau im gemeinsamen Zuhause. Zusammen schaffen sie 150 Paar pro Monat, die sie zu einem Preis von 20 bis 32 Franken verkaufen. In einer Fabrik arbeiten möchte der Schuhmacher nie. «Was die dort verdienen, ist jenseits», sagt er. Er erwirtschaftete mindestens das Dreifache eines Fabriklohnes. Seine Familie habe ein schönes Haus, ein Auto, er werde in den Strassen erkannt, «und das alles wegen der Schuhe.»

«Nichts verschreien»

Nach 40 Jahren merkt Luan Hima, dass er nun langsam kürzer treten möchte. Sorgen bereitet ihm, dass mit ihm auch sein Metier verschwinden könnte. «Die Jungen wollen heute keinen handwerklichen Beruf mehr», sagt er. Wenn er sich eine Zukunft für seinen zwölfjährigen Sohn ausmale, sähe allerdings auch er diesen lieber als Arzt denn als Schuhmacher, räumt Luan Hima ein. Das Handwerk lehrt er ihm aber trotzdem. «Ich glaube, er hat ein gewisses Talent. Aber lass uns nichts verschreien.» ■





Standhaft gegen die Lederlobby

Francesco Gesualdi hat die Bedingungen in den italienischen Gerbereien unter die Lupe genommen. Was er herausfand, gefiel der Industrie nicht. Die Geschichte eines Kämpfers, der nicht bereit war, klein beizugeben.



«Verbitterung», sagt Francesco Gesualdi. Es fällt schwer, dieses Wort in Einklang zu bringen mit dem Mann, der eben drei Stunden lang so lebhaft erzählt hat, mal leise und dann wieder sehr bestimmt, mit stets wachem, neugierigem Blick. Mit diesem 67-jährigen, ehemaligen Krankenpfleger, der da vor einem sitzt, im früheren Stall eines umgebauten Bauernhauses in Vecchiano, einem ländlichen Örtchen ein paar Kilometer nördlich von Pisa. Seit zwanzig Jahren teilen seine Frau und er sich dieses Haus mit drei weiteren Familien. Eine Konstellation, die sich vor vielen Jahren aus dem Bedürfnis ergeben hat, Ideen und Projekte für soziales Engagement und politischen Aktivismus an einem Ort zu bündeln. Francesco hat sich in der Vergangenheit mit dem Fruchthandelsriesen Del Monte angelegt, er hat mit einem kleinen Grüppchen erreicht, dass sich ein italienischer Spielwarenhersteller für einen tödlichen Brand in einer chinesischen Zulieferfirma verantworten musste oder er hat eine Liste jener Familien und Institutionen veröffentlicht, bei denen sich seiner Meinung nach die wirtschaftliche, ökonomische und mediale Macht in Italien bündelt. Man darf sagen: Francesco scheut sich nicht vor der Konfrontation mit den Mächtigen. Vielmehr scheint es, als suche er diese immer wieder von neuem – aus Überzeugung, aber, so glaubt man zu spüren, auch mit einer grossen Lust.

Der Auftrag

Doch jetzt, danach gefragt, was die Ereignisse des letzten Jahres bei ihm ausgelöst haben, ist von Lust nichts mehr zu spüren. Nun wirkt Francesco müde und desillusioniert, als er sagt: «Verbitterung.» Was also ist geschehen? Francescos Organisation, genannt «Centro Nuovo Modello di Sviluppo» und Bestandteil der italienischen Clean Clothes Campaign, ist wie vierzehn weitere europäische und drei asiatische NGOs Teil von «Change Your Shoes»* – einer Initiative, die sich für eine «ethische, nachhaltige und transparente Lieferkette in der Schuhproduktion» einsetzt. Das auf drei Jahre angelegte Sensibilisierungsprojekt wird von der EU finanziell unterstützt – im Rahmen des «Europäischen Jahres für Entwicklung 2015» unter dem Motto «Unsere Welt, unsere Würde, unsere Zukunft.» Das Ziel von «Change Your Shoes» ist es, die Arbeitsbedingungen in der Produktion von Schuhen, insbesondere von Lederschuhen, zu recherchieren, ans Licht zu bringen und Verbesserungen anzustossen – von den Gerbereien bis in die Läden, von Italien über Osteuropa und die Türkei bis nach Indonesien und China. Da Italien

* Mehrere Organisationen von «Change Your Shoes» sind auch Teil der Clean Clothes Campaign, die in der Schweiz von Public Eye koordiniert wird. Public Eye ist nicht Teil des von der EU finanzierten Projekts «Change Your Shoes», beteiligt sich aber mit eigenen Mitteln an Recherche- und Kampagnenarbeiten.

vor allem bei der Produktion von hochwertigem Leder eine entscheidende Rolle spielt, schickt sich Francesco an, eine der drei bedeutenden Gerberei-Regionen des Landes unter die Lupe zu nehmen: Santa Croce sull'Arno, ein Städtchen unweit von seinem Zuhause.

Die Omertà

Francesco beginnt zu recherchieren, startet Anfragen an Behörden, mandatiert einen Kollegen, um in den Gerbereien Interviews zu führen. Bald hätten sie gemerkt, dass das nicht einfach würde, erinnert er sich.

«Schon nur die simpelsten Daten zu erhalten, etwa die Anzahl der Beschäftigten in der Industrie, war schwierig. Wenn wir uns für die Legalität von Anstellungen, Arbeitsrechte oder Umweltaspekte interessierten, gingen die Türen endgültig zu. Immer wieder wurden wir vertröstet. Es herrscht ein Klima der «Omertà». Niemand will, dass man genau hinschaut und darüber spricht. Die Ledergerberei ist praktisch die einzige Industrie in der Region, und deshalb wird sie verteidigt – mit allen Mitteln.»

Doch das kleine Team um Francesco bleibt dran, und im Dezember 2015 veröffentlicht es seine Rechercheergebnisse in einem Bericht von 48 Seiten, «A tough story of leather» nennt es ihn. Er beschreibt prekäre Arbeitsbedingungen und Unternehmen, die in Bezug auf Anstellungen, Lohnzahlungen, Gesundheit und Sicherheit Gesetze verletzen. Einige lokale Medien berichten, auch das nationale Radio sendet einen Beitrag, riesig ist das mediale Echo nicht.

Das unguete Gefühl

Ende Januar 2016 meldet sich die EU: Die bei der Europäischen Kommission fürs Projekt zuständige Generaldirektion für Internationale Zusammenarbeit und Entwicklung (DG Devco) tritt in Kontakt mit «Change Your Shoes». Zwei europäische Industrieverbände haben sich an DG Devco gewandt und ihr Missfallen an der Kampagne «Change Your Shoes» ausgedrückt. Sie fürchten, diese werde das Vertrauen der Konsumentinnen und Konsumenten in die europäische Schuh- und Lederindustrie unterminieren und junge Menschen davon abhalten, in dieser arbeiten zu wollen. DG Devco schlägt vor, dass sich die Parteien in ihren Büros in Brüssel treffen, damit die NGO-Koalition das Projekt vorstellt und Differenzen bereinigt werden können. Die Räumlichkeiten werden reserviert, Mails ausgetauscht, die Traktanden besprochen. Doch je näher der Termin rückt, desto eindeutiger wird, dass es an diesem Treffen nicht einfach um einen generellen Austausch zwischen NGOs und Industrie gehen wird. Denn es tritt nun ein neuer Akteur auf den Plan: der italienische Gerberei-Dachverband UNIC.

Zur Debatte steht offensichtlich in erster Linie ein ganz konkreter Bericht: jener über die Lederindustrie in Italien. Als dies immer klarer geworden sei, habe er sich zu sorgen begonnen, erinnert sich Francesco:

«Ich habe bei meinen Recherchen zu mächtigen Unternehmen immer wieder eine Erfahrung gemacht: dass sie nicht versuchen, die Inhalte zu diskutieren, sondern das Gegenüber zu attackieren, zu zerstören. Sie suchen die Ebene, auf der nicht mehr die Argumente zählen, sondern die Muskeln.»

Die Klageandrohung

Weil Francesco an jenem Treffen nicht teilnehmen kann, weiss auch er nur aus den Gesprächsnotizen und aus den darauffolgenden Mail-Wechseln und Skype-Konversationen, was sich an dem Tag in den EU-Büros ereignet. Daraus ergibt sich folgendes Bild: Die Delegation der NGOs trifft auf Vertreterinnen und Vertreter der Europäischen Kommission und der Leder- und Gerbereiverbände, aber auch auf zwei Anwältinnen. Verhandelt wird die Grundsatzfrage: Gehört es zur Aufgabe von «Change Your Shoes», die Schuh- und Lederindustrie auch in EU-Ländern kritisch zu beleuchten? Oder soll es in dem mit EU-Geldern unterstützten Projekt darum gehen, einzig «best practices» aus EU-Ländern ins Feld zu führen? Details des Italien-Berichts werden diskutiert, der Ton wird ruppiger, und irgendwann meldet sich eine der Anwältinnen zu Wort: Man sei daran, eine Klage gegen «Change Your Shoes» aufzusetzen, wegen Verleumdung der Industrie, sagt sie.

DG Devco macht schliesslich einen Vorschlag, wie die verhärteten Fronten aufgeweicht werden könnten: «Change Your Shoes» solle als ein Akt des guten Willens den Italien-Bericht vom Netz nehmen, die Industrie im Gegenzug vorläufig von einer Klage absehen. Vor dem nächsten Treffen sollen die Industrieverbände ihre Kritikpunkte am Bericht schriftlich darlegen und «Change Your Shoes» dazu Stellung beziehen. Die Vertreterinnen und Vertreter der NGOs verlassen den Saal, um sich zu beraten – und kommen schliesslich zum Schluss, den Vorschlag zu akzeptieren.

Die Eskalation

Als Francesco davon hört, ist er empört. Für ihn ist die Aufforderung, den Bericht vom Netz zu nehmen, ein Missbrauch von Macht. Und heute, über ein Jahr danach, sieht er das keinen Deut anders:

«Es war eine Aufforderung, unsere vertraglichen Verpflichtungen zu verletzen, nur, um der Industrie nicht zu missfallen. Dass die Industrie mit rechtlichen Schritten drohte, ohne auch nur ihre Vorwürfe zu spezifizieren, war ein kla-



rer Akt der Einschüchterung – ähnlich der Unterdrückung, welche die Arbeiterinnen in China, Rumänien oder Indien täglich erlitten, für die wir uns einsetzen. Aber wie wollen wir deren Rechte verteidigen können, wenn wir uns selbst Erpressungsversuchen unterwerfen?»

Schliesslich nehmen auch die italienischen Organisationen den Bericht vom Netz, stellen aber eine Notiz hoch, die Rechercheergebnisse seien aufgrund eines vonseiten der Industrie angedrohten Prozesses derzeit nicht zugänglich. Die Industrie formuliert schriftlich ihre Kritik an «Change Your Shoes», die Koalition beantwortet die Kritikpunkte. Es wird ein öffentliches Treffen in Genf anberaumt, das Public Eye moderieren soll – der Versuch von «Change Your Shoes», eine öffentliche Debatte mit der Industrie zu den Bedingungen in Gerbereien und Schuhfabriken herbeizuführen, statt sich fern der Öffentlichkeit über Details eines bestimmten Berichts zu streiten. Die Vertreterinnen und Vertreter der Industrie sagen zuerst, sie würden teilnehmen, doch nachdem das Erste Deutsche Fernsehen über die Misstände in den italienischen Gerbereien berichtet und dazu auch Francesco interviewt hat, sagen sie wütend wieder ab.

Schliesslich kommt es Anfang Mai zu einem zweiten Treffen hinter verschlossenen Türen in Brüssel. Die Forderung vonseiten der Industrie, aber auch der EU, ist klar: der Italien-Bericht muss definitiv vom Netz. Eine Einigung gibt es nicht. «Change Your Shoes» stellt den Bericht nach dem Treffen wieder online, zusammen mit der Stellungnahme der Industrie und ihren Entgegnungen.

Die sistierte Zahlung

Die Situation ist eskaliert, und die Konsequenzen folgen auf dem Fuss. Die zweite Tranche der EU-Unterstützung, die Ende Mai eintreffen sollte, kommt nicht. Stattdessen

wird mitgeteilt, die Zahlung sei vorläufig sistiert, das Projekt werde überprüft, insbesondere wegen des Italien-Berichts. Bald geraten mehrere der NGOs finanziell unter Druck. Es geht nun um die Kernfrage: Verteidigen wir unsere Arbeit auch zum Preis, dass wir unsere finanzielle Basis aufs Spiel setzen? Zahllose Skype-Calls, viele Positionen und mittendrin Francesco, standhaft, entschieden, unbeirrbar:

«Sie können uns nur erpressen, wenn wir schwach sind. Wir haben einen Vertrag, der unseren Auftrag festhält. Sie haben einfach ein Problem damit, was wir herausgefunden haben. Lassen wir den Italien-Bericht in der Schublade verschwinden, erklären wir uns für schuldig, die Gelder nicht für den vorgesehenen Zweck eingesetzt zu haben. Entweder verteidigen wir unsere Arbeit oder wir sind Diebe. Etwas anderes gibt es nicht.»

Die finanzielle Lage mehrerer Organisationen spitzt sich zu, der Druck auf Francesco und die Partner wächst. Was ihm in dieser Phase besonders geholfen habe, sagt er heute, sei die Unterstützung seiner Kolleginnen und Kollegen bei der italienischen Clean Clothes Campaign, die ihn in seiner Überzeugung bekräftigt hätten und gemeinsam mit ihm für das eingestanden seien, was sie als das Richtige empfunden hätten.

Der Kompromiss

Manche Organisationen haben nun Mühe, ihre Löhne zu bezahlen, die Tätigkeiten von «Change Your Shoes» werden auf ein Minimum reduziert. In einem entschlossenen Kraftakt wendet sich die Koalition an die Politik. Im Juni bitten 26 EU-Parlamentarierinnen und Parlamentarier die Europäische Kommission in einem Schreiben darum, die vertraglichen Verpflichtungen wahrzunehmen und das Geld zu überweisen. Wenige Tage später trifft der Grossteil der zweiten Finanztranche ein, zehn Prozent werden jedoch zurückbehalten, bis «Überprüfungen» des Projekts abgeschlossen seien. «Change Your Shoes» entschliesst sich, den Italien-Bericht aus dem EU-Projektbudget zu nehmen und die Kosten unter den Partnerorganisationen aufzuteilen. Die Organisationen stellen den Italien-Bericht – ohne EU-Logo, aber mit einem Vorwort, das die politische Situation beschreibt – wieder online. Dass die Rechercheresultate nun wieder zugänglich seien, sei «eine Art Erfolg», sagt Francesco nun, im Rückblick. Aber:

«Was geschehen ist, ist nicht akzeptierbar. Es ist bekannt, wie mächtig die Lobbys in Brüssel sind. Nun sind wir selbst Opfer von ihnen geworden. Aber wir dürfen nicht schweigen und so tun, als wäre nichts gewesen. Wir müssen darüber reden.» •

Am Tropf der Wegwerfgesellschaft

Strassenhändler in Tansania und ihr Geschäft mit unseren alten Schuhen.

ALEXIS MALEFAKIS

Dass Europäerinnen und Europäer sich so viele neue Kleider und Schuhe kaufen, dass sie die alten sogar umsonst hergeben, erscheint von Ostafrika aus betrachtet kurios. In Tansania nannte man früher die im-

«In Tansania nannte man früher die importierten Altkleider auf den lokalen Märkten «kafa ulaya» – «Jemand ist in Europa gestorben».»

portierten Altkleider auf den lokalen Märkten «kafa ulaya». «Jemand ist in Europa gestorben», heisst das – und dessen Kleider wurden danach nach Afrika verkauft. Das schien plausibler als die Wahrheit. Seit den Strukturanpassungsprogrammen von Weltbank und Internationalem Währungsfonds in den 1980er- und 1990er-Jahren mussten die lokalen Märkte dann aber für Billigimporte geöffnet werden. Heute wissen die Menschen, dass die rund 116 000 Tonnen Altkleider, die Tansania jährlich importiert, die Überreste des Massenkonsums der reichen Industrienationen sind.

*

In Daressalam, einer Hafenstadt mit über 4,5 Millionen Einwohnern an

der Ostküste Afrikas, ist der Handel mit gebrauchten Kleidern und Schuhen ein wichtiger Wirtschaftszweig, der Tausende ernährt: Vom Importeur, der ganze Containerladungen aufkauft, über die Markthändlerin, die ihm einzelne Ballen abnimmt, bis zum Strassenhändler, der auf dem Markt einige Hosen, Hemden oder Schuhe erstet und dann auf der Strasse nach Kundschaft sucht. Gerade für viele Migrantinnen und Migranten, die der Armut auf den Dörfern entfliehen, ist selbst-organisierte Arbeit auf den Strassen der Stadt oft die einzige Einkommensquelle. Während Frauen sich vor allem in der Zubereitung von Speisen und mit dem Verkauf von Lebensmitteln über Wasser zu halten versuchen, bieten Männer Snacks, Zigaretten, Gebrauchsgegenstände oder eben Kleidung und Schuhe an. Mit einem Startkapital von 10 oder 15 Franken kann sich ein Schuhhändler auf dem Markt in Daressalam etwa vier bis fünf Paare alter Schuhe kaufen – abhängig von deren Qualität und Stil. An einem guten Tag macht er damit einen Gewinn von 5 bis 6 Franken. Doch gute Tage sind äusserst selten. Und zwischen ihnen liegen viele Tage, an denen er überhaupt nichts verdient. Alles hängt davon ab, wem er begegnet – und ob er diese Begegnungen in eine Verkaufssituation verwandeln kann.

*

Saidi Mako ist Mitte dreissig und lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Daressalam. Seit er als Teenager in die Stadt gekommen ist, bietet er auf der Strasse gebrauchte Schuhe feil. Das Geschäft hat er von

Verwandten aus seinem Dorf gelernt, die bereits vor ihm in die Stadt gekommen waren. Sie haben sich auf den Verkauf von Damenschuhen spezialisiert, die bei den Angestellten der Regierungsbüros und Banken oder bei modebewussten Studentinnen in der Innenstadt beliebt sind. Ein Strassenhändler wie Mako weiss

«Ältere Kundinnen lassen sich meist nur auf ein Gespräch ein, wenn sie tatsächlich ein Paar Schuhe brauchen. Studentinnen dagegen vertreiben sich gerne die Mittagspause damit, Schuhe anzuprobieren.»

genau Bescheid über die Wege und Aufenthaltsorte seiner potentiellen Kundschaft in der Stadt. Er muss zur Stelle sein, wenn die Angestellten in die Mittagspause gehen oder nach Feierabend auf dem Weg zum Bus noch etwas Zeit haben. Er muss wissen, wann und wo er welche Art von Kundin antreffen kann, welche Schuhe sie gerne hat und mit welchen Sprüchen er ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken kann.

*

Ältere Büroangestellte beispielsweise mögen flache und bequeme Schuhe, während junge College-Studentinnen meist auffällige und hochhackige Schuhe vorziehen. Ältere Kundinnen lassen sich meist nur auf ein Gespräch ein, wenn sie tatsächlich ein Paar Schuhe brauchen. Studentinnen dagegen vertreiben sich gerne die Mittagspause damit, Schuhe anzuprobieren und mit ihren

Mitstudentinnen zu diskutieren. Nur kaufen sie am Schluss meist nichts. Wenn Mako auf dem Markt schicke Schuhe erwirbt, weiss er, dass er sie zum College bringen muss. Und er kann sich darauf einstellen, dass er einige energie- und zeitraubende Verhandlungen führen wird, seine Chancen aber, etwas zu verdienen, gering sind. Dennoch geht er hin. Denn sollte eine Studentin sich schliesslich doch zu einem Kauf überreden lassen, kann er hier einen weitaus höheren Preis erzielen als jenen, den ihm eine ältere Dame für ein Paar bezahlen würde.

*

Dieses Erfahrungswissen, diese Arbeitsroutine gibt den Strassenhändlern ein Minimum an Planungssicherheit. Doch insgesamt ist ihre Situation prekär. Ein Leben von der Hand in den Mund bedeutet, keine Zukunftspläne machen zu können, weder für sich selbst noch für die eigenen Kinder. Hinzu kommt die ständige Angst vor der Polizei, die Waren konfiszieren und Händler festnehmen kann. Denn obwohl es

den Regierenden in Tansania klar sein sollte, dass es für einen Grossteil der Bevölkerung keine geregelte Arbeit gibt, keine Arbeitsverträge, keine Krankenversicherung, keinen Urlaubs- und Rentenanspruch, werden die selbst-organisierten Strategien der ärmeren Menschen doch häufig von offiziellen Stellen bekämpft. Strassenhändler, so scheint es, passen nicht in die Vision von Daressalam als «moderne» Stadt, der Teile der Regierung und Verwaltung anzuhängen scheinen. Die Armutsbekämpfung, die sich die Regierung gerne auf die Fahnen schreibt, wird dann eher zum Kampf gegen die Armen selbst.

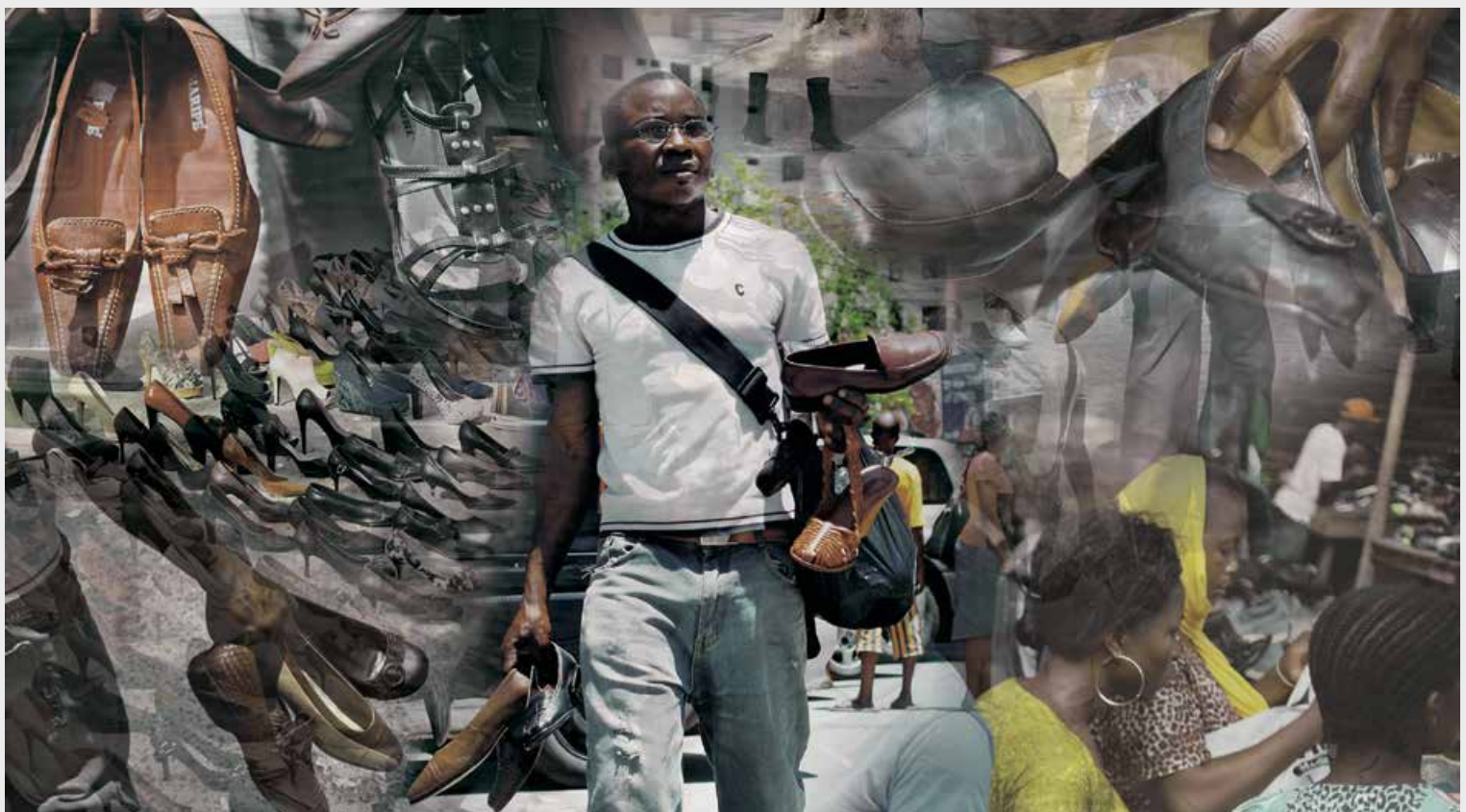
*

Für die Menschen in Tansania sind unsere alten Schuhe somit Segen und Fluch zugleich. Einerseits sind sie die Geschäftsgrundlage tausender Händler und aufgrund ihrer oft guten Qualität bei Konsumentinnen und Konsumenten sehr beliebt. Gleichzeitig ist der lokale Kleider- und Schuhmarkt mit gebrauchter Importware gesättigt, und einhei-

mische Produzenten können sich gegen die billige Konkurrenz unmöglich behaupten. In der tansanischen Textilindustrie sind zigtausende Arbeitsplätze verloren gegangen, auch aufgrund der Importe alter Kleider und Schuhe. Dabei gilt für Mako das gleiche wie für die meisten seiner Kollegen: Er würde eine Festanstellung in einem produzierenden Betrieb dem unsicheren Leben als Strassenhändler vorziehen. •

Alexis Malefakis ist Ethnologe und Kurator der Afrikasammlungen des Völkerkundemuseums der Universität Zürich. Zwischen 2011 und 2013 forschte er 15 Monate mit einer Gruppe von Schuhhändlern auf den Strassen von Daressalam.

Das Buch «Von alten Schuhen leben. Strassenhändler in Tansania als Experten der Stadt», für das Public Eye einen Beitrag beigesteuert hat, kann auf der Seite des Völkerkundemuseums Zürich bestellt werden: www.musethno.uzh.ch



Das muss geschehen

Millionen von Arbeiterinnen und Arbeitern in der Schuhindustrie erhalten Löhne, von denen sie nicht leben können, und ruinieren ihre Gesundheit.

Das muss geschehen, damit sich die Zustände in der Schuhindustrie verbessern:

Marken und Hersteller: Verantwortung leben

Wer Schuhe herstellen lässt, produziert oder vertreibt, ist auch für gute Bedingungen und die Wahrung der Menschenrechte in der Produktion verantwortlich. Doch nur wenige Unternehmen leben diesen Grundsatz. In den folgenden Bereichen ist der Handlungsbedarf besonders gross:

Existenzlohn: Alle Arbeitenden in der Leder- und Schuhindustrie müssen mindestens Existenzlöhne verdienen, die ihnen und ihren Familien ein Leben in Würde ermöglichen. Alle Unternehmen müssen dies sowohl in eigenen Betrieben als auch zusammen mit ihren Geschäftspartnern in der gesamten Lieferkette sicherstellen. Unternehmen müssen Gewerkschaften Zugang zu ihren Betrieben garantieren und sie als Verhandlungspartner anerkennen.

Arbeitssicherheit: Die Gesundheit und Sicherheit aller Beschäftigten in Schuhfabriken und Gerbereien muss geschützt werden. Alle Unternehmen tragen zusammen mit ihren Geschäftspartnern die Verantwortung, sichere Betriebsstätten und Anlagen, umfassenden betrieblichen Gesundheits- und Umweltschutz sowie Schulungen und Kontrollen sicherzustellen.

Transparenz: Für fairere Produktionsbedingungen ist mehr Transparenz in der Schuhindustrie unabdingbar. Schuh-Unternehmen können sich nicht hinter dem Geschäftsgeheimnis verstecken: Sie müssen ihre Lieferkette mit allen Lieferanten und Sublieferanten offenlegen und zeigen, was sie tun, um faire Arbeitsbedingungen zu garantieren.

Politik: Regeln setzen und kontrollieren

Dass viele Unternehmen ihrer Verantwortung nicht nachkommen, liegt auch daran, dass Verletzungen ihrer Pflichten bisher meist folgenlos bleiben. Regierungen müssen grundlegende Arbeitsgesetze u. a. betreffend Löhne, Arbeitszeiten, Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz erlassen und effektiv durchsetzen.

Existenzlohn: Regierungen sollten ihre nationalen Mindestlöhne auf dem Niveau von Existenzlöhnen ansetzen, so dass Beschäftigte durch ihre Arbeit ein würdevolles Leben für sich und ihre Familien finanzieren können.

Arbeits- und Menschenrechte: Regierungen müssen Menschenrechte achten und garantieren. Sie müssen sicherstellen, dass Gewerkschaften und Menschenrechtsorganisationen unabhängig und frei von Repression arbeiten und für die Rechte und Interessen der Beschäftigten eintreten können.

Firmen in die Pflicht nehmen: Regierungen müssen Unternehmen zur Achtung von Menschenrechten in ihrer gesamten Lieferkette verpflichten. Gesetze sollten sicherstellen, dass Unternehmen Risiken in ihren Lieferketten untersuchen und offenlegen und effektive Massnahmen zum Schutz von Menschenrechten durchsetzen. Unternehmen, die ihre Verantwortung missachten, müssen Konsequenzen spüren und zur Verantwortung gezogen werden.

Die häufigsten Ausreden der Schuhindustrie ...

Die Kundinnen und Kunden verlangen doch billige Schuhe, da müssen wir halt auch die Kosten drücken, wo wir können.

Wir halten uns an die Gesetze. Wenn die Mindestlöhne etwa in Rumänien zu niedrig sind, müssen die Regierungen sie ändern.

Wir können unseren Zulieferbetrieben keine Vorgaben zu Löhnen und Arbeitsbedingungen machen.

Das können wir tun

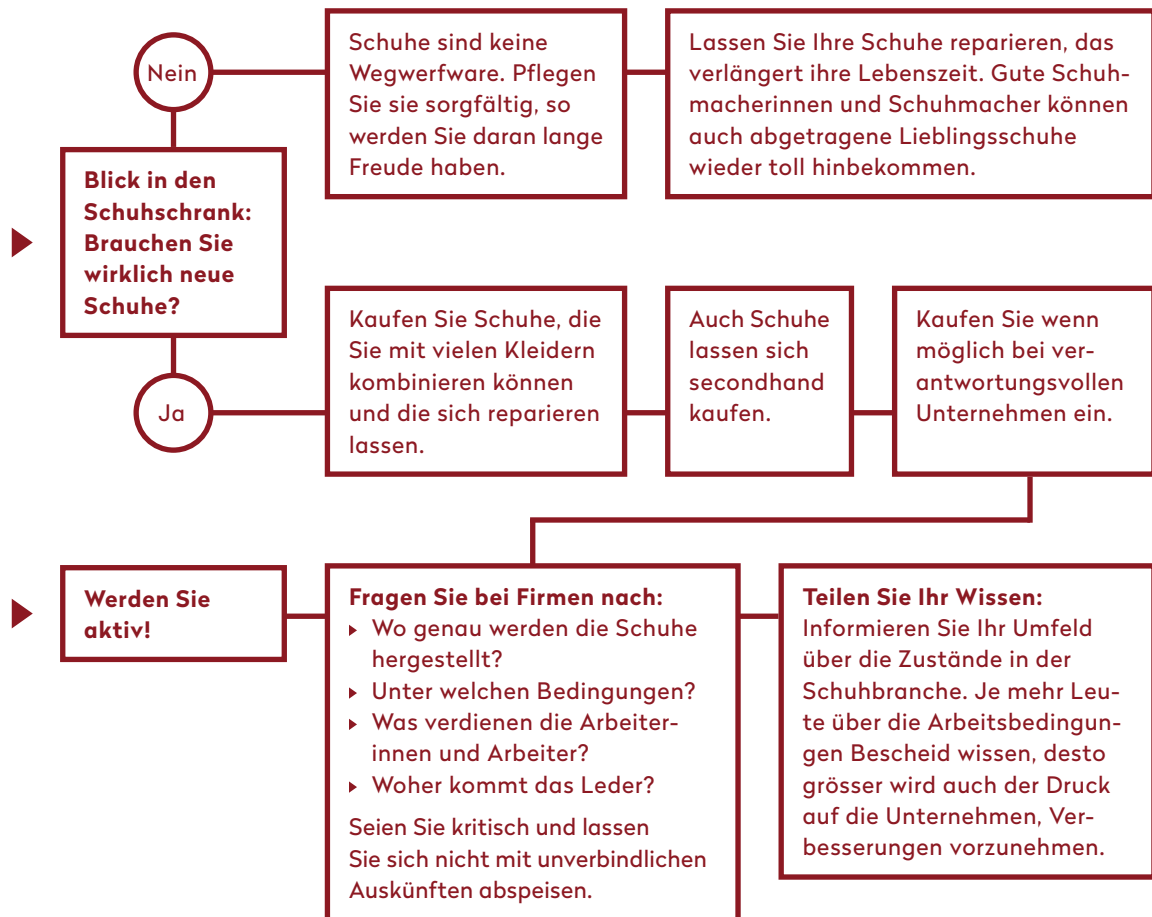
Es ist heute kaum möglich, einen Schuh zu kaufen, bei dem wir sicher sein können, dass er wirklich fair produziert worden ist. Trotzdem haben wir es weitgehend selbst in der Hand, ob wir Teil des zerstörerischen Fast-Fashion-Systems sein wollen.

... und unsere Antwort

Es sind vor allem die Unternehmen, die Kunden und Kundinnen mit immer billigeren Preisen ködern und damit eine negative Preisspirale vorantreiben. Kein Unternehmen ist gezwungen, dieses Spiel mitzumachen. Eine Firma kann statt auf Dumpingpreise auf Langlebigkeit und Qualität setzen. Egal, welches Geschäftsmodell eine Firma verfolgt: Eine Rechtfertigung für miese Löhne und andere Missstände in der Produktion gibt es nicht.

Natürlich stehen Regierungen in der Pflicht, gute gesetzliche Rahmen zu schaffen und deren Einhaltung zu kontrollieren. Doch das entbindet kein Unternehmen von der eigenen Verantwortung, Menschenrechte zu achten und selbst dafür Sorge zu tragen, dass die Arbeitsbedingungen gut und die Löhne existenzsichernd sind.

Unternehmen machen ihren Lieferanten permanent und ganz detailliert Vorgaben, wie die Herstellung erfolgen soll. Und natürlich könnten sie auch klare Vorgaben zu Arbeitsbedingungen und Existenzlöhnen machen. Tatsache ist jedoch, dass viele Unternehmen nicht bereit sind, ihren Lieferanten im Gegenzug auch faire Einkaufspreise zu zahlen und ausreichend Zeit für die Produktion zu geben.



Teilen und designen

Schuh-Unternehmen fliegen noch zu oft unter dem Rader der Öffentlichkeit und müssen sich selten rechtfertigen.

Die Menschen müssen wissen, was in der Schuhbranche falsch läuft, damit sie beginnen können, ihr Verhalten zu überdenken und Änderungen einzufordern.

Public Eye lanciert deshalb in diesen Tagen eine Öffentlichkeitskampagne, um die Zustände in der Schuhproduktion zum Thema zu machen.

Helfen Sie mit! Teilen Sie die Kurzversion dieses Magazins, die Sie auf www.schuhe.publiceye.ch finden.

Schieben Sie die beiliegende Sohle jemandem in die Schuhe. Und designen Sie sich auf www.shoecreator.ch ihren eigenen, fairen Schuh.

Die Schuhindustrie soll es sich nicht länger leisten können, ihre Verantwortung abzuschieben.

Zum Shoe Creator ►

Entwerfen Sie Ihren Traumschuh!



THE
SHOE
CREATOR

www.shoecreator.ch

Mit unserem Shoe Creator haben Sie und alle Schuhfans die Möglichkeit, Ihren Traumschuh selbst zu entwerfen. Sie entscheiden über Modell, Material und Farbe. Und indem Sie bestimmen müssen, unter welchen Bedingungen Ihr Wunschschuh hergestellt werden soll, erfahren Sie, was in der Schuhindustrie heute alles falsch läuft. Der Gewinnerschuh wird massgeschneidert auf die Füße des Gewinners oder der Gewinnerin hergestellt.

Machen Sie mit und gewinnen Sie Ihren Traumschuh!
Teilen Sie die Kampagne mit den Schuhliefhabern und Schuhliefhaberinnen in Ihrem Umfeld, damit mehr Menschen über die Misstände in der Schuhindustrie informiert werden!



Wo Konzerne lieber im Verborgenen agieren und die Politik dies zulässt, da schaut Public Eye, bis anhin die Erklärung von Bern, ganz genau hin: Mit Recherchen, Lobbyarbeit, Kampagnen und politischen Vorstössen setzen wir uns dafür ein, dass Schweizer Unternehmen und die offizielle Schweiz ihre Verantwortung zur weltweiten Achtung der Menschenrechte wahrnehmen. Wirtschaftlicher Profit darf nicht auf Kosten von Menschen in andern Ländern gehen. Globale Gerechtigkeit beginnt bei uns.

Public Eye, Diererstrasse 12, Postfach, 8021 Zürich, Tel. +41 (0) 44 2 777 999, kontakt@publiceye.ch
Postkonto 80-8885-4

www.publiceye.ch [@publiceye_ch](https://twitter.com/publiceye_ch) www.facebook.com/publiceye.ch

Globale
Gerechtigkeit
beginnt bei uns

Public Eye

Erklärung von Bern

Wissen Sie, was in Ihren Schuhen steckt?

Extrem tiefe Löhne für Millionen von ArbeiterInnen und giftige Chemikalien sind nur einige der Missstände, die zu beheben sind.

Lassen Sie sich nichts in die Schuhe schieben!

So können Sie sich für fairere
Arbeitsbedingungen einsetzen:

1.
Informieren Sie sich und
teilen Sie Ihr Wissen:
www.schuhe.publiceye.ch
2.
Fragen Sie nach und
fordern Sie von Ihrer
Lieblingsmarke Trans-
parenz, Existenzlöhne
und sichere Arbeits-
bedingungen!
3.
Tappen Sie nicht in die
Fast-Fashion-Falle: Behan-
deln Sie Ihre Schuhe nicht
als Wegwerfware und
pflegen Sie sie sorgfältig.

Public Eye

 Erklärung von Bern



Gebrauchsanweisung: Sohle ausschneiden und verteilen. Sie lässt sich gut in oder neben die Schuhe Ihrer NachbarInnen legen, fällt im Schuhschrank von FreundInnen auf oder lässt sich schnell in der Garderobe des Sportclubs verteilen...

Machen Sie mit, globale Gerechtigkeit beginnt bei uns!

www.publiceye.ch

Public Eye

 Erklärung von Bern

Public Eye, das ist der Blick von jedem Einzelnen, jeder Einzelnen auf die Ungerechtigkeiten dieser Welt – und unser gemeinsamer Wille, sich hier in der Schweiz für mehr globale Gerechtigkeit einzusetzen. Zusammen wehren wir uns, wenn Unternehmen auf Kosten von weniger privilegierten Menschen Gewinne einstreichen, erheben die Stimme für eine verantwortungsvolle Schweiz und pochen darauf, dass Unternehmen die Menschenrechte respektieren.

Wer weitere Exemplare möchte,
kann die Sohle kopieren
oder bei Public Eye nachbestellen:
kontakt@publiceye.ch
www.publiceye.ch/shop